Des Doctors Dilemma.

Roman

von

Hesba Stretton.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

G. Ch. de Beaulieu.

Dritter Band.

Leipzig.
Hermann Dege.
1875.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Eine Geschichte en détail.

„Nun?“ fragte Capitän Carey, als ich meinen Fuß auf das Verdeck setzte. Er sah sehr erregt aus und zog meinen Arm liebevoll unter den seinen.

„Alles vergebens,“ antwortete ich düster.

„Du meinst doch nicht, daß sie Dich nicht haben will?“ rief er aus.

Ich nickte, denn ich hatte jetzt nicht den Muth, ihm Alles zu erklären.

„Gott im Himmel,“ schrie er; „und Du hast Julia sitzen lassen, ganz Guernsey beleidigt und beinah Deiner Mutter Herz gebrochen, und das Alles um nichts?“

Seine letzten Worte schnitten mir in die Seele. Ja, es hatte meiner Mutter Herz gebrochen. Nie-

mand wußte besser als ich, daß es ohne Zweifel dazu beigetragen hatte, ihre wankende Lebenskraft zu erschüttern. In diesem Augenblicke wartete sie auf die guten Nachrichten, die ich ihr bringen sollte — vielleicht auf die Gewißheit, daß Olivia einwillige mein Weib zu werden, bevor ihre letzte Stunde käme, denn auch davon hatten wir gesprochen. Ich hielt es für einen romantischen Plan, als meine Mutter davon sprach, aber meine Leidenschaft ließ mich trotz meines besseren Urtheils denselben eifrig ergreifen. Das war die Botschaft, welche sie von meinen Lippen zu hören erwartete.

Als ich nach Hause kam, fand ich sie in gefährlicher Aufregung. Es war unmöglich sie zu beruhigen, ohne ihr entweder die Unwahrheit oder Alles zu erzählen. Ich konnte sie nicht täuschen und berichtete mit der Ruhe der Verzweiflung die Geschichte des Tages. Ich versuchte leicht über meine Enttäuschung hinwegzugehen, aber sie brach in Thränen und Klagen aus.

„O mein Kind!" weinte sie, „ich wollte Dich so gern glücklich sehen, ehe ich sterbe. Ich wollte, daß Du dann Jemand hast, der Dich trösten kann, und Olivia würde Dich getröstet und geliebt haben. Du hast Dein Herz so an sie gehängt. Aber ist es

auch wirklich wahr? Mein armer, armer Martin, Du mußt sie jetzt vergessen. Es würde Sünde sein sie noch zu lieben."

„Ich kann sie nicht vergessen," sagte ich, „ich kann nicht aufhören sie zu lieben. So lange ich so an sie denke wie jetzt, kann es nicht Sünde sein."

„Und die arme Julia!" klagte meine Mutter.

Ja, Julia! Ihr müßte ich Alles sagen, und sie würde sich darüber freuen. Natürlich würde sie sich darüber freuen; es war nur menschlich, und in ihrer Natur besonders lag es nicht, die Sache anders anzusehen. Sie hatte mich vor Olivia gewarnt; sie hatte mich nur widerwillig freigegeben. Aber wie sollte ich es ihr mittheilen? Meine Mutter durfte ich der Aufregung, ihr davon zu sagen, nicht aussetzen; noch weniger konnte ich daran denken, diese Aufgabe meinem Vater zu übertragen. Niemand, als ich selbst, vermochte es zu thun.

Meine Mutter verbrachte eine schlaflose und aufgeregte Nacht, und ich, der an ihrem Bette wachte, mußte all' ihre Klagen mit anhören. Gegen Morgen fiel sie in einen tiefen Schlaf, der einige Stunden zu dauern versprach. Ich konnte sie ganz ruhig verlassen; es war auch noch sehr früh, als ich zu Julia ging, entschlossen, ihr Alles zu sagen, das

Schlimmste zu ertragen und sie zu bitten, vorsichtig zu sein, wenn sie wie gewöhnlich meine Mutter besuchte. Ich mußte ihr einige Stunden Zeit lassen, damit ihre Erregung und Freude sich abschwäche, ehe sie mit meiner Mutter darüber sprach.

„Ich möchte Miß Dobrée sprechen," sagte ich zu dem Mädchen, welches schnell auf mein Klingeln herbeikam.

„Bitte Sir," war ihre Antwort, „Miß Dobrée und Miß Daltrey sind mit Capitän Carey nach Sark gefahren."

„Nach Sark gefahren!" wiederholte ich, starr vor Ueberraschung.

„Ja, Doctor Martin. Wegen der Fluth reisten sie ganz früh weg, und Capitän Carey's Diener kam mit dem Wagen und fuhr sie nach St. Sampsonhafen. Ich erwarte sie nicht vor heute Abend. Miß Dobrée trug mir auf, zu Ihnen zu gehen, und ich sollte schön grüßen und fragen, wie sich Mrs. Dobrée heute befinde. Und wenn sie zur Zeit nach Hause kommt, wird sie heute Abend hinkommen, und wenn sie spät nach Hause kommt, wird sie morgen früh hinkommen."

„Wann entschlossen Sie sich nach Sark zu gehen," fragte ich eifrig.

„O, erst gestern Abend, Sir,“ antwortete sie. „Sie hatte mit der Köchin abgemacht, daß heute zeitig zu Mittag gegessen werden sollte; aber dann kam Capitän Carey und als er fort war, sagte sie, das Frühstück müsse heut Morgen um sieben auf ihrem Zimmer sein, da sie beim Ankleiden essen wollten. Sie müssen es wohl mit Carey gestern so verabredet haben.“

Ich ging sehr überrascht und bestürzt fort und befand mich in einem so reizbaren Zustande, daß mich auch das Kleinste erregte. Die Neugierde, welche gestern geschlummert oder durch den plötzlichen Schlag der Enttäuschung betäubt war, erwachte heut in fieberhafter Weise. Wie wenig wußte ich überhaupt von dem Geheimniß, welches Olivia umgab. Ich kannte nur den bittern Kern, doch nicht die mannigfachen Schalen, welche denselben umhüllten. Vielleicht verbarg sich eine Hoffnung, ein Trost in ihnen. Ich mußte morgen, Montag, mit dem Dampfer nach Sark gehen, und mir von Olivia ihre Geschichte erzählen lassen.

Und dann, warum waren Julia und Kate Daltrey nach Sark gefahren? Was konnten sie mit Olivia zu thun haben? Es machte mich fast wild vor Aerger, wenn ich daran dachte, wie sie Olivia

finden, ihr vielleicht von mir und meiner Liebe erzählen — sie plagen, quälen, martern würden! Nur der Gedanke, daß diese Beiden Olivia plagen könnten, brachte mich dem Wahnsinn nahe.

Als es schon dunkelte, wurden Kate Daltrey und Julia angemeldet. Ich wollte mich, der bestehenden Etikette gemäß, zurückziehen, doch Julia bat mich zu bleiben, mit sanfterer Stimme, als ich seit meiner verhängnißvollen Beichte von ihr gehört.

„Bleibe, Martin, was wir zu sagen haben, betrifft Dich mehr als Jemand sonst."

Ich setzte mich wieder neben das Sopha, auf welchem meine Mutter lag, sie nahm meine Hand zwischen ihre Finger und streichelte sie im Dunkeln.

„Du willst von Olivia sprechen," sagte ich so kalt wie möglich.

„Ja," antwortete Julia, „wir haben sie gesehen und wir haben entdeckt, weshalb sie Dich ausgeschlagen hat."

„Sie sagte mir gestern den Grund," versetzte ich.

„Sagte Dir gestern den Grund," wiederholte Julia in verdrießlichem Ton. „Wenn wir das gewußt, hätten wir uns die Fahrt nach Sark sparen können."

„Meine liebe Julia," rief meine Mutter erregt, „bitte, erzähle uns Alles und fange von Anfang an."

Nichts verstand Julia so gut und hatte sie so gern, als eine umständliche Schilderung von Dingen zu geben, die sie erlebt. Sie konnte die kleinsten Details mit so großer Genauigkeit und ohne dabei langweilig zu werden, erzählen, daß man ihr ganz gern zuhörte, wenn man unbeschäftigt oder träge war. Meine Mutter fand nach Frauen Art großes Vergnügen an all den Einzelheiten, mit denen sie ihre Geschichten ausschmückte. Ich machte mich darauf gefaßt eine lange Erzählung zu hören, obgleich ich darauf brannte, mit ein oder zwei Fragen das Thema zu erledigen.

„Also um mit dem Anfang anzufangen," sagte Julia, „muß ich Dir mittheilen, daß der liebe Capitän Carey gestern Abend ganz spät zu uns kam und uns von Martin erzählte, daß das Mädchen auf Sark ihn ausgeschlagen. Ich war sehr erstaunt, wirklich sehr erstaunt! Capitän Carey sagte, er und die liebe Johanna vermutheten; das Mädchen hätte vielleicht wegen meiner Verlobung mit Martin irgend ein Bedenken.

Wir sprachen freundschaftlich darüber und dachten an Dich, liebe Tante, und an Deinen Kummer

und Deine Enttäuschung und ich faßte einen kurzen Entschluß. „Ich will morgen nach Sark gehen und das Mädchen besuchen," erklärte ich. „Wirklich," sagte Capitän Carey. „Ach, Julia, es wird zu viel für Dich sein."

„Vor einigen Wochen wäre das der Fall gewesen, aber jetzt könnte ich Alles thun, um Tante Dobrée einen Augenblick des Glückes zu bereiten."

„Gott segne Dich, Julia," unterbrach ich sie, ging zu ihr und küßte sie stürmisch auf die Wange.

„Bitte, laß mich weiter reden, Martin," sagte sie eifrig. „Es wurde also abgemacht, daß Capitän Carey uns mit dem Wagen nach dem St. Sampson-Hafen holen lasse und von dort nach Sark bringe. Wir hatten eine herrliche Ueberfahrt und landeten am Creux, wo die Yacht bis zu unserer Rückkehr auf uns wartete. Kate war von dem Landungsplatz, wie von dem reizenden Weg, welcher auf die Insel führt, ganz entzückt. Wir gingen am Hotel Baudin und der Mühle vorbei und schlugen die Richtung zu Tardif's Hütte ein. Kate sagte, die Luft auf Sark wäre unvergleichlich. Auf dem Wege zum Havre-Gosselin ist doch ein brauner Teich, ein ganz brauner Teich, besinnst Du Dich? Dort an der Stelle, wo einige niedrige verkrüppelte Bäume

ihre Zweige zusammenwölben und ein grünes Laubdach bilden, durch welches die Sonne schien, sahen wir plötzlich ein schlankes, zartes, sehr jung aussehendes Mädchen auf uns zukommen. Sie trug den Hut in der Hand und ihr Haar kräuselte sich in kurzen glänzenden Locken um ihren Kopf. Ich erkannte sie im Augenblick, es war Miß Olivia."

Sie hielt eine Minute inne. Wie deutlich sah ich das Bild vor mir, das grüne Laubdach und die Sonnenstrahlen, wie sie zärtlich mit ihrem glänzend goldenen Haar spielten. Ich hielt den Athem an und lauschte wieder.

„Was mich besonders erschreckte," sagte Julia, „war, daß Kate Daltrey plötzlich vorwärts stürzte, auf das Mädchen zulief und „Olivia" rief."

„Woher kennt Miß Daltrey sie?" fragte ich schnell.

„Still, Martin! Unterbrich mich nicht! Das Mädchen wurde todtenblaß und ich dachte es würde ohnmächtig werden, aber nein. Olivia sah uns einige Augenblicke an und brach dann in ein krampfhaftes Weinen aus.

Ich lief zu ihr, setzte sie auf eine kleine Rasenbank in der Nähe, gab ihr mein Riechfläschchen und bemühte mich, sie zu trösten. Allmählig kam sie

wieder zu sich und sobald sie wieder sprechen konnte, fragte sie Kate: ‚Wie erfuhrst Du, wo ich bin?‘ und Kate sagte ihr, sie hätte nicht im Entferntesten geahnt sie hier zu finden. ‚Dr. Martin Dobrée aus Guernsey sagte mir erst gestern, daß Du mich suchst,‘ antwortete sie. Das überraschte uns, denn Kate hatte wirklich nicht die leiseste Ahnung von ihrem Hiersein. Ich dachte immer, ihr Name wäre Olivia, und Kate glaubte es auch. ‚Um Gottes Barmherzigkeit willen,‘ sagte das Mädchen, ‚habt Erbarmen und laßt mich hier in Frieden. Verrathet mich um Himmels willen nicht!‘

Ich glaubte zu träumen. Dort stand Kate und sah mit ernsten, strengen Blicken das Mädchen an und es klammerte sich an mich — an mich, als wäre ich ihre liebste Freudin. Dann kam plötzlich die alte Mutter Renouf wie wahnsinnig angelaufen und schalt uns, daß wir Mam'zelle erschreckt hätten. Sie sagte, Tardif käme im Augenblick und werde Mam'zelle vor uns und allen Menschen schützen. ‚Nehmen Sie mich mit!‘ rief das Mädchen, zu ihr stürzend und die alte Frau zog seine Hand um ihren Arm, ging triumphirend mit ihm fort und ließ uns allein in der Gasse.“

„Aber was bedeutet das Alles?“ fragte meine

Mutter, während ich in dem dämmrigen Zimmer auf- und abging, kaum meine Ungeduld bemeistern konnte und doch Julia nicht zu fragen wagte.]

„Ich weiß, was es bedeutet," sagte Kate Daltrey kalt und langsam; „sie ist die Frau meines Stiefbruders, Richard Foster, welcher sie vor vier Jahren in Melbourne heirathete, und sie ist am letzten October weggelaufen und man hat seitdem nichts von ihr gehört."

„Dann kennen Sie auch ihre ganze Geschichte," sagte ich mich ihr nähernd und vor ihr stehen bleibend. „Dürfen Sie uns dieselbe mittheilen?"

„Gewiß," antwortete sie, „sie ist kein Geheimniß. Ihr Vater war ein wohlhabender Colonist, starb, als sie fünfzehn Jahre alt war und überließ sie der Fürsorge ihrer Stiefmutter, der Tante von Richard Foster. Die Partie war das Werk dieser Stiefmutter, denn Olivia war damals kaum mehr als ein Kind. Richard nahm sie um ihr Vermögen, oder vielmehr den Nießbrauch desselben zu bekommen, denn sie hatte bis zu ihrer Mündigkeit natürlich noch nicht frei Verfügung über das Capital. Sie konnte nur über ein Drittel desselben bestimmen, aber gelangte, sobald sie majorenn wurde, in den vollen Besitz der übrigen zwei Drittel. Richard er-

wartete ihren einundzwanzigsten Geburtstag mit großer Ungeduld, da er sein eigenes Vermögen — mit meinem wollte er es auch versuchen — verwirthschaftet hatte. Er würde es auch mit dem ihrigen so gemacht haben, wenn nicht Olivia, gerade unmittelbar bevor sie 21 Jahre alt wurde, verschwunden wäre. Nun liegt das Capital da und Richard hat ebenso wenig wie ich die Berechtigung es anzugreifen. Er kann nicht einmal das Geld reklamiren, welches ihre Bevollmächtigten in der Bank von Australien deponirt haben; ebenso wenig bekommt sie es, wenn sie ihm nicht ihren Aufenthaltsort verrathen will. Dort häuft sich nun Zins auf Zins, während sie Beide in Gefahr sind, in Armuth zu gerathen."

„Wie grausam muß er zu ihr gewesen sein, ehe sie sich entschloß, ihm fortzulaufen," sagte meine Mutter tief bewegt. Arme Mutter! sie hatte ihre Sorgen stumm ertragen und nicht einmal an die Möglichkeit gedacht, ihren Gatten zu verlassen.

„Grausam!" wiederholte Kate Daltrey. „Nun es giebt viele Arten von Grausamkeit. Ich bin überzeugt, daß Richard niemals die Vorschriften des Gesetzes verletzt hat. Doch Olivia war eine von jenen Mädchen, welche große Qualen, ich meine

geistige Qualen, erdulden können. Selbst ich konnte nicht in demselben Hause mit ihm leben und sie war ein träumerisches, zartes, romantisches Kind, so unschuldig und unbekannt mit der Welt. Ich wunderte mich sehr, als ich hörte', daß sie so kühn gewesen, ihm zu entfliehen."

„Aber das Gesetz muß sie doch schützen," sagte ich und dachte, daß das dreiste, gemeine Frauenzimmer, die Olivia auf der Spur und ohne Zweifel seine Helfershelferin war. „Wenn nicht eine Scheidung, so kann sie wenigstens eine gerichtliche Trennung beantragen."

„Ich bin überzeugt, daß sie nicht genügende Beweise für ein gerichtliches Verfahren beibringen kann," antwortete sie. Er ist sehr schlau und berechnet und weiß sehr gut, was er thun kann und was nicht. Einige Monate vor Olivia's Flucht engagirte er eine Person als ihre Gesellschafterin — wahrscheinlich ein berüchtigtes Frauenzimmer, aber er sagt, es wäre seine Cousine und ich weiß nicht, wie Olivia beweisen konnte, daß dieselbe ein unpassender Umgang für sie sei. Wir mögen starke Verdachtsgründe haben, aber was hilft ein Verdacht bei englischen Richtern und einer englischen Jury. Seit ich sie heute morgen sah, habe ich ihre Lage

von jedem Gesichtspunkte aus betrachtet und bin zu dem Schluß gekommen, daß sie nichts Besseres thun konnte, als ihm zu entfliehen oder sonst taub, blind und stumm zu sein. Sie hatte keine andere Wahl."

„Aber könnte man ihn nicht dadurch bestimmen, sie in Ruhe zu lassen, wenn man ihm einen Theil des Vermögens überließe?" fragte ich.

„Warum sollte er mit einem Theil zufrieden sein, wenn er das Ganze bekommen kann, sobald sie in seinen Händen ist? Nein, er wird sie nie freigeben. Ihre einzige Rettung ist, sich vor ihm zu verstecken. Das Gesetz rechnet nicht mit Leiden, wie die ihren, denn sie sind anscheinend so leicht wie Luft, aber eben so durchdringend und giftig, wie Luft sein kann — gefährlich, doch nicht tödtlich. Er ist so listig und schlau wie eine Schlange. Vor Gericht würde er beweisen, daß er der gütigste und besorgteste Gatte und Olivia so gut wie gemüthskrank sei. O, der Gedanke, eine Frau wie Olivia wäre ihm gewachsen, ist lächerlich!"

„Wenn sie älter gewesen oder ein Kind gehabt hätte, würde sie ihn nicht verlassen haben," sagte die milde, traurige Stimme meiner Mutter.

„Aber was kann geschehen?" fragte ich heftig

und leidenschaftlich. „Meine arme Olivia! was kann ich thun, Dich zu schützen?"

„Nichts", war Kate Daltrey's kalte Antwort. „Ihre einzige Rettung ist, verborgen zu bleiben und wie gering ist auch diese. Als ich nach Sark ging, dachte ich nicht, daß die Miß Olivier, von der ich so viel hatte erzählen hören, Olivia Foster ist. Ihr Versteck liegt fast aus der Welt, aber um so eher wird man sie finden, wenn man ihr einmal auf der Spur ist. Ein Fuchs ist leicht gefangen, wenn sein Loch nicht zwei Ausgänge hat und wie sollte Olivia ihnen entrinnen, wenn ihre Feinde sie erst auf Sark wissen?"

Meine Angst vor der Frau, in deren Hände meine unsinnige Neugierde den Schlüssel zu Olivia's Geheimniß gegeben, wuchs von Minute zu Minute. Mir schien, als wäre Olivia jetzt weder Tag noch Nacht sicher; doch wie sollten Tardif und ich sie schützen?

„Sie werden sie doch nicht verrathen?" sagte ich zu Kate Daltrey, obgleich ich die feste Ueberzeugung hatte, daß ich derselben nicht im Mindesten trauen konnte.

„Ich habe der lieben Julia versprochen, es nicht zu thun," antwortete sie.

Es würde mir nicht gelingen, Euch eine klare Vorstellung von meinem damaligen Gemüthszustand zu geben, wenn ich auch versuchen wollte, ihn zu analysiren. Was mich am meisten quälte war, daß meine eigene Thorheit Olivia verrathen hatte. Wenn ich nicht gewesen, hätte Olivia noch lange friedlich und sicher in der selbst gewählten Heimath leben können. Richard Foster und seine Mitschuldigen würden die Hoffnung, sie zu finden endlich aufgegeben haben, aber mein Besuch bei ihrem Rechtsanwalt hatte sie wieder auf ihre Spur gebracht. Wenn das Gesetz Olivia zwang, zu ihrem Gatten zurückzukehren, so war ich es, welcher ihm geholfen hatte, ihren Versteck zu finden. Der Gedanke machte mich fast wahnsinnig. Meine Liebe zu ihr war hoffnungslos; doch wie? Entdeckte ich nicht in diesem Augenblick zu meiner eigenen Ueberraschung, daß ich sie nicht nur meinet- sondern um ihrer selbst willen liebte? Ich liebte das Weib in ihr, doch nicht als meine zukünftige Gattin, denn das konnte sie nie werden. Sie war mir theurer, als je. Konnte ich ihr nicht mit derselben Ritterlichkeit und Selbstlosigkeit dienen, wie Tardif gethan? Wie in alter Zeit wollten wir Beide uns mit Leib und Seele dem Dienste unserer Dame weihen.

Ich hatte jetzt die Verpflichtung, die Frau, welche nach Guernsey gekommen war, um Olivia zu suchen auf's Genaueste zu bewachen. Wenn möglich mußte ich sie auf eine falsche Spur bringen und so das bescheidene Nest schützen, in das mein hülfloses Vögelchen sich geflüchtet. Sie hatte nicht wieder nach mir geschickt, aber ich machte ihr am nächsten Morgen meinen ärztlichen Besuch und unterhielt mich ziemlich lange mit ihr. Ich erfuhr nichts außer der Versicherung, daß sie noch keine Fortschritte bei der Entdeckung meines Geheimnisses gemacht. Das erschien mir wunderbar, denn das Geschwätz über meine Besuche auf Sark, in Verbindung mit der Auflösung meiner Verlobung, war ganz allgemein gewesen. Doch alle diese Ereignisse fanden im Frühling statt und so war es auch möglich, daß man das neuntägige Wunder jetzt, wo meine Patientin nach Guernsey gekommen, schon vergessen hatte. Ebenso gut konnte aber eine zufällige Unterhaltung ihr die gewünschte Auskunft geben und ihr Alles entdecken. Sie durfte ohne mein Wissen nicht nach Sark gehen.

Auch auf Kate Daltrey's Verschwiegenheit baute ich nicht. Sie machte mir den Eindruck, als sei sie ebenso schlau und intriguant, wie sie ihren Bruder

geschildert hatte. Kannte sie diese Person von Ansehen? Es war eine Frage, die ich nicht beantworten konnte. Und noch eine zweite Frage quälte mich. Wenn sie dies Frauenzimmer sah, konnte sie ihr dann nicht einen genügenden Wink geben, ohne gerade ihr Julia gegebenes Wort zu brechen? Kate Daltrey's Name stand nicht auf der Fremdenliste, da sie in einem Privathause logirte, aber wie leicht konnten sie und diese Person sich auf der Straße oder am Hafen treffen.

Außerdem war die ganze Geschichte noch Julia und Capitän Carey, wie Johanna mitgetheilt. Ganz natürlich, aber es macht sich ebenso natürlich, daß Letztere sie wieder ihren intimsten Freunden anvertrauten. Das Geheimniß befand sich schon im Besitz von sechs Personen. War es wirklich noch ein Geheimniß? Eine Geschichte, die von Ohr zu Ohr geflüstert wird, findet oft eine größere Verbreitung als offen bekannte Thatsachen. Der Kreis meiner Verwandten, welcher sich so erweiterte, wie die Ringe um einen Stein, den man ins Wasser wirft — war mir lieb und werth, aber ich wußte, daß es ebenso unmöglich war, der Verbreitung dieser Geschichte Einhalt zu thun, als es vergebliches Bemühen sein würde, dem Kreisen des Wassers zu gebieten.

Im ersten Sturm meiner Neugierde hatte ich mich entschlossen allein, ohne Capitän Carey, nach Sark zu gehen. An jedem Montag machte die „Queen of the isles“ die Ueberfahrt und brachte die Fremden hin, welche eine Tagespartie nach der Insel machen wollten.

Ich war am nächsten Montag kaum zwei Minuten auf Deck, als ich meine Patientin mir folgen sah. Der Schlüssel des Geheimnisses war jetzt in ihren Händen, ich wußte es.

Neununddreißigstes Kapitel.

Olivia ist geflohen.

Anfangs bemerkte sie mich nicht; sie sah triumphirend und siegesgewiß aus. Nicht ein einziges Gesicht auf Bord glühte so vor Zufriedenheit und Stolz. Ich hielt mich, so viel ich, ohne in die enge Kajüte zu flüchten, konnte, aus ihrem Bereich, aber endlich erblickte sie mich und kam wie eine alte Bekannte zu mir auf das vordere Deck.

„Ha, ha, Dr. Dobrée," rief sie, „also sie gehen auch nach Sark?"

„Ja," antwortete ich mehr kurz, als höflich.

„Sie sind ziemlich brummig, schlechter Laune, nicht wahr?" sagte sie triumphirend. Fehlt Ihnen etwas? Sie schneiden ja solch' ein langes Gesicht. Vielleicht macht das Meer Sie so melancholisch."

„Durchaus nicht," erwiderte ich mit einem Versuch, heiter zu sprechen. „Ich bin an Meerfahrten gewöhnt. Aber Ihnen wird wahrscheinlich bald melancholisch zu Muthe sein."

Glücklicherweise erfüllte sich meine Prophezeihung sehr bald, denn das Meer war aufgeregt genug, um denen, welche nicht an Seefahrten gewöhnt sind, unbehagliche Empfindungen zu verursachen. Mein Quälgeist war für den Augenblick kampfunfähig.

Als wir am Eingang des Creux landeten und die kleinen Boote herankamen, um uns an den Strand zu bringen, sicherte ich mir mit Leichtigkeit einen Platz in dem ersten derselben und kam ihr so in der Verwirrung aus den Augen. Sobald ich meinen Fuß auf den Strand setzte, stürzte ich mit Windeseile nach dem Havre Gosselin.

Aber ich brauchte nicht weit zu gehen, denn ich sah Tardif an der Thür des Hôtel Baudin stehen, welches am Ende der steilen Hafengasse gelegen ist. Zuweilen, wenn der junge Baudin krank war, oder mehr Leute kamen, als er umherführen konnte, vertrat Tardif seine Stelle, und so wartete er auch jetzt auf den Strom der Touristen, welche der Dampfer stets brachte. Er kam sogleich zu mir und wir setzten uns auf eine niedrige Steinmauer an der

Straße, aber weit genug, um von Niemand gehört zu werden.

„Tardif," sagte ich, „hat Ihnen Mam'zelle ihr Geheimniß vertraut?"

„Ja, ja," antwortete er, „das arme kleine Herz. Sie ist mir jetzt noch hundertmal theurer, als zuvor."

Ich sah, daß er die Wahrheit sprach, denn seine Augen schimmerten feucht und seine Stimme zitterte.

„Sie ist augenblicklich in großer Gefahr. Ein Frauenzimmer, welches ihr Mann nach Guernsey geschickt, hat dort ihre Spur entdeckt und ist heut mit dem Dampfschiff herübergekommen. Sie muß jeden Augenblick hier sein. Natürlich wird sie Mam'zelle's Aufenthaltsort erfahren. Können wir Olivia nicht irgendwo verbergen? Es giebt Höhlen, von denen kein Fremder etwas weiß. Wenn wir sie vielleicht nach Brekhou brächten. Schnell, Tardif! Wir müssen uns sofort entscheiden, was zu thun ist."

„Aber Mam'zelle ist nicht hier. Sie ist fort!"

„Fort!" rief ich aus. Ich konnte nur dies eine Wort aussprechen, aber starrte ihn an, als wenn ich so mehr von ihm erfahren könnte.

„Ja," sagte er, „die Dame kam in der vorigen Woche mit Miß Dobrée, Ihrer Cousine, hierher.

Darauf sagte Mam'zelle mir Alles und wir beriethen, was zu thun sei. Sie war hier nicht mehr sicher, obgleich ich gern mein Leben für sie gelassen hätte. Doch was sollte geschehen? Wir sahen ein, daß sie fortgehen mußte und am nächsten Morgen ruderte ich sie nach St. Peter-Port, damit sie noch zur Zeit den englischen Dampfer erreichte. Armes kleines Ding! Armes kleines verfolgtes Herz."

Seine Stimme zitterte, indem er sprach und er zog seine Fischermütze über die Augen. Ich schwieg einige Augenblicke.

„Tardif," sagte ich endlich, „ließ sie keine Bestellung für mich zurück?"

„Sie schrieb Ihnen einen Brief, es war das Letzte, was sie that. Weder sie noch ich gingen in jener Nacht zu Bett. Ich sollte sie verlieren, Doctor, und sie war wie das Sonnenlicht für mich gewesen. Aber was konnte ich thun? Bei dem Gedanken, ihr Mann könne sie hier finden, ängstigte sie sich zu Tode. Ich versprach, Ihnen selbst den Brief zu übergeben, aber wir verabredeten, ich solle mich am Tage ihrer Abreise nicht in St. Peter-Port zeigen. Hier ist er."

Er hatte in seiner Brusttasche gelegen und die Ecken waren schon abgenutzt. Tardif gab ihn mir

zögernd, als trenne er sich ungern davon. Ein Strom von Touristen nahte sich jetzt und ich zog mich schnell zu einem ruhigen abgelegenen Theil der Klippen, einem wenig besuchten Punkte von Klein-Sark zurück.

Dort, während die See, welche sie mir entrissen, lärmend um die Felsen brauste, las ich ihren Abschiedsbrief. Er lautete:

„Mein lieber Freund! Ich freue mich, Sie meinen Freund, aber nur meinen Freund, nennen zu dürfen, obgleich wir weniger von einander haben können, als Freunde sonst; wir werden uns nicht einmal wiedersehen. Mein Leben wurde vor vier Jahren elend gemacht, und zuweilen sehe ich von Neuem, wie schrecklich und unfaßbar elend es ist. Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Ihr Leben mit dem meinen in Berührung kommen würde, dann hätte ich Alles, was in meiner Macht gestanden, gethan, um Sie davor zu bewahren, mein Elend zu theilen. Vielleicht mußte ich Ihnen gleich sagen, daß ich verheirathet bin? Aber das gerade war mein Geheimniß und ich hielt es für sicherer, wenn ich allein, Niemand sonst, es wüßte. Ich dachte nicht daran, daß ich unrecht handelte, jetzt weiß ich es. Doch was sollte ich thun? Es ist mir eben so

schrecklich wie Ihnen. Beurtheilen Sie mich nicht strenge.

Ich spreche ungern von meiner Ehe zu Ihnen. Ich war sehr jung und fühlte mich sehr unglücklich und jede Veränderung meiner Lage schien mir besser, als das Leben bei meiner Stiefmutter. Ich wußte nicht, was ich that. Der Erlöser sagt: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Ich hoffe, daß Sie und Ihre Mutter und Gott mir vergeben werden, denn ich wußte nicht, was ich that.

Als ich ihnen im letzten October entfloh, war es hauptsächlich deshalb, weil ich fühlte, ich würde bald so böse wie sie werden. Ich glaubte nicht, daß man mit schlechten Menschen zusammenbleiben muß Wenn ich Unrecht habe, dann denken sie daran, daß ich noch nicht alt bin. Ich kann noch lernen, was meine Pflicht ist und dann will ich dieselbe thun. Ich versuche, sie zu erkennen, und wenn ich sie erkannt, will ich meine Pflicht thun, wie schwer sie auch sei.

Jetzt muß ich aus dieser friedlichen, ruhigen Heimath fliehen, wo Tardif und Sie so gut zu mir gewesen sind. Ich fing an, mich hier vollkommen sicher zu fühlen, doch plötzlich erfahre ich, daß ich

hier entdeckt bin. Es bricht mir das Herz, aber ich muß gehen und mein einziger Trost ist, daß es zu Ihrem Besten sein mag. Nach und nach werden Sie mich vergessen und mit Ihrer Cousine Julia glücklich werden, so glücklich, wie Sie mit — wie Sie zu werden dachten, als Sie mich noch nicht kannten. Sie müssen mich als gestorben betrachten. Bin ich nicht — verloren für Sie?

Zuweilen werden Sie von meinem Ergehen zu hören wünschen, ebenso Tardif. Und ich schulde Ihnen Beiden mehr Dank, als ich je vergelten kann. Doch es würde nicht gut sein, wenn ich oft schriebe. Ich habe Tardif versprochen, ihm einmal des Jahres zu schreiben, damit er und Sie wissen, daß ich noch am Leben bin. Wenn einmal kein Brief kommt, dann sagen Sie: Olivia ist todt. Trauern Sie nicht, der Tod errettet mich ja von meinem Elend. Sagen Sie vielmehr: „Gott sei gedankt, er nahm Olivia zu sich!"

Leben Sie wohl, mein theurer Freund; leben Sie wohl, leben Sie wohl. Olivia."

Die letzten Zeilen waren mit unregelmäßiger, zitternder Hand geschrieben und ihr Name verwischt, als sei eine Thräne darauf gefallen.

Ich blieb allein auf den wilden, einsamen Klippen,

bis es Zeit war, auf das Dampfschiff zu gehen. Tardif wartete bei dem Eingang des kleinen Tunnels, durch welchen die Straße zum Hafen führt, auf mich. Er zog stumm einen alten ledernen Beutel aus der Tasche, welcher mit gelbem Papier gefüllt war. Zwischen demselben lagen lockige Strähnen glänzenden Haares. Er berührte sie zärtlich mit den Fingern, als seien sie lebende Wesen.

„Möchten Sie sie gern haben?" fragte er.

„Ja," antwortete ich, nur dies eine Wort. Ich vermochte nicht weiter zu sprechen.

Vierzigstes Kapitel.

Des Lebens Ebbe.

Ich widmete mich jetzt ganz meiner Mutter.

Ich machte die Krankheit, welche sie langsam verzehrte, zu meinem besonderen Studium. Noch war ein Hoffnungsstrahl in meiner Seele, daß ich durch unermüdliches, fleißiges rastloses Studium ein noch unbekanntes, nie angewendetes Heilmittel entdecken könne. Es gelang mir nur, ihre Leiden zu mildern. Ich vertiefte mich in alle in dies Fach einschlagende Werke. Endlich fand ich in einem alten, halbvergessenen Buch ein einfaches Medikament, welches im Verein mit den neuesten Hülfsmitteln der Wissenschaft ihr sichtbare Erleichterung gab und dazu beitrug, den schwachen Lebensfunken

in ihr noch länger zu erhalten. Der entsetzliche Gedanke, daß, wenn ich diese Entdeckung früher gemacht, vielleicht ihr Leben noch um viele Jahre erhalten wäre, folterte mich Tag und Nacht.

Aber jetzt war es zu spät. Sie litt weniger und ihre Stimmung wurde ruhiger und gleichmäßiger. Auf ihren eigenen Wunsch wagten wir es sogar, zusammen eine Woche in Sark zu verleben, wir Beide, sie und ich, eine unvergeßliche Woche voller unsäglichen Schmerzes und erhabener Freude. Wir besuchten noch einmal jeden Ort, an dem wir vor vielen Jahren gewesen, als ich ein Kind und sie noch jung und kräftig war. Tardif ruderte uns in seinem Boot zwischen den Klippen umher. Als wir wieder nach Hause kamen, ging es schnell mit ihr zu Ende, als ob die unschuldigen Vergnügungen die Flamme des Lebens verzehrt hätten.

Die Furcht mich allein und ohne Trost zu lassen, fing sie zu quälen wieder an. Keiner der Aussprüche Christi rührt mich so, als, da er von seinen Jüngern Abschied nehmend, sagt: Ich werde Euch nicht ohne Trost lassen, denn ich werde wieder zu Euch kommen.

Meine Mutter konnte mir nicht versprechen, wiederzukommen und sie blickte mit Bangen in meine

Zukunft. Manchmal gab sie ihrer Furcht in leisen bebenden Worten Ausdruck, aber ich las sie stets in ihren Augen, die jeder meiner Bewegungen mit stummer, rührender Sorge folgten. Weder meine Versicherungen, noch angenommene Heiterkeit konnten sie verscheuchen. Ich versuchte sogar, über ihren Kummer zu lachen, aber mein Lachen brachte nur Thränen in ihre Augen. Weder Spott, noch vernünftiges Zureden vermochten diese bittere Sorge auszurotten.

„Martin," sagte sie mit matter, klagender Stimme, als Julia und ich eines Abends bei ihr saßen, denn wir trafen jetzt ohne Rücksicht auf die Etiquette bei ihr zusammen; „Martin, Julia und ich haben, als Du fort warst, über Deine Zukunft gesprochen."

Julia erröthete. Sie saß auf einer Fußbank an dem Sopha meiner Mutter und sah sanfter und hübscher aus, als ich sie je gefunden. Sie hatte meine Mutter mit seltener, aufopfernder Treue gepflegt, die mich oft gerührt und das gemeinsame Leid eines Alles absorbirenden Interesses brachte uns einander näher. Mir war Julia noch nie so theuer gewesen, wie jetzt.

„Du hast keine Aussicht, Olivia heirathen zu können," sprach meine Mutter mit schwacher Stimme,

„und es ist jetzt Sünde, sie noch länger zu lieben. Siehst Du es ein, Martin?"

„Die Liebe, welche ich für Olivia hege, ist weder für sie noch für mich ein Unrecht," antwortete ich. „Ich möchte ihr nicht einmal in Gedanken zu nahe treten."

„Aber sie kann nie Deine Frau werden," sagte sie.

„Ich denke nicht in dem Sinne an sie," antwortete ich, „aber ich kann eben so wenig aufhören sie zu lieben, als aufhören zu athmen. Sie ist ein Theil meines Selbst geworden, Mutter."

„Dennoch werden Zeit und veränderte Verhältnisse Dich anders denken lassen. Wenn ich todt bin, wirst Du erst sehen können, wie einsam Du bist. Ehe ich sterbe, möchte ich wissen, was Du zu thun gedenkst, bevor wir uns dort oben wiedersehen. Wenn ich überhaupt noch denke, werde ich an Dich denken und ich möchte so gerne eine Vorstellung davon haben. Erlaubst Du mir noch einmal, einen unschuldigen kleinen Plan für Dich zu schmieden, mein Junge?"

„Ja," antwortete ich lächelnd, die Thränen zurückhaltend, welche mir in die Augen stürzen wollten.

„Ich weiß nicht recht, wie ich es Dir sagen soll. Du mußt nicht ärgerlich oder böse auf uns sein. Aber meine liebe Julia hat mir, nur aus Mitleid und Liebe für Dich, versprochen, daß wenn je — weißt Du — wie ich es nur kann ausdrücken? — wenn Du je wünschen solltest, die alten Pläne wieder aufzunehmen, natürlich nach langer Zeit, wenn Du Deine Liebe für Olivia bekämpft hast, und Du Alles wieder so ansehen könntest wie früher — sie auch vergessen will, was geschehen ist. Julia würde dann einwilligen Dich zu heirathen, so bald Du sie bätest, Deine Frau zu werden. O Martin, ich würde so viel ruhiger sterben, wenn ich wüßte, daß Julia Deine Frau wird und Du in dem Hause leben wirst, welches ich für Dich einrichten half."

Julia's Kopf war auf die Schulter meiner Mutter gesunken, und ihr Gesicht verborgen, während meine Mutter mich mit flehenden Augen ansah. Dieser neue Beweis ihrer Liebe für uns überwältigte mich, denn ich wußte sehr gut, welchen Kampf es ihr gekostet haben mußte, ihren Stolz und ihren Groll so zu besiegen. Ich kniete neben ihr nieder und ergriff ihre und meiner Mutter Hand.

„Mutter, Julia, ich verspreche Euch, daß, wenn ich je einer Frau mit Herz und Sinn treu sein kann,

Julia mein Weib werden soll. Aber es mag noch viele Jahre hin sein, wie lange, weiß ich nicht. Gott allein kennt meine Liebe zu Olivia. Und Julia ist zu gut für einen so thörichten Burschen, wie mich. Sie kann sich ändern und ihre Zuneigung einem Andern schenken."

„Unsinn, Martin," antwortete Julia mit einem Anklang ihres alten scharfen Tones; „in meinem Alter verliebt man sich nicht wieder. Fürchte Dich nicht, Tante, ich verändere mich nicht und ich werde für Martin sorgen. Seine Heimath ist bereit und eines Tages wird er zu mir kommen und Alles so sein, wie Du wünschest."

Unser Versprechen tröstete sie, denn sie klagte nie wieder über meine einsame Zukunft.

Ich habe nur noch wenig von ihr zu erzählen. Wenn ich zurückblicke und diese letzten Tage zu schildern versuche, versagt mir fast der Muth. Das dunkle Zimmer, die gedämpften Laute, die langen, ewigen und doch fliegend schnellen Tage! Ich hatte weder Zeit, an Julia, noch an Olivia, noch an mich zu denken, ich lebte nur für meine Mutter.

Eines Abends — wir waren ganz allein — bat sie mich, ihr näher zu rücken, mit jener schwachen, dumpfen Stimme, die schon wie aus einer

anderen Welt zu kommen schien. Ich saß ihr so nahe, daß ich sie mit der Hand berühren konnte, aber ich sollte ihr noch näher kommen — den Arm um sie schlingen und meine Wange an die ihre legen.

„Mein Junge," flüsterte sie, „ich sterbe."

„Noch nicht, Mutter," rief ich, „noch nicht. Ich habe Dir noch so viel zu sagen. Bleibe noch einen oder zwei Tage bei mir."

„O, wenn ich könnte," murmelte sie abgebrochen mit schwerem Athem, „würde ich immer bei Dir bleiben! Sei geduldig mit Deinem Vater. Sage ihm und Julia Lebewohl. Bewege Dich nicht. Laß mich so sterben."

„Du sollst nicht sterben, Mutter," sagte ich leidenschaftlich.

„Ich habe keine Schmerzen," flüsterte sie, „gar keine Schmerzen, sie sind vergangen. Nur mein armer Junge thut mir so leid. Was wird aus ihm werden, wenn ich ihn verlasse? Wo bist Du, Martin?"

„Hier Mutter!" antwortete ich, „dicht bei Dir. O Gott, ich wünschte, ich könnte mit Dir sterben."

Dann lag sie einige Zeit still und drückte meinen Arm mit ihren schwachen Fingern an sich. Würde

ich sie nur wieder sprechen hören? War die liebste Stimme auf der Welt dahin — in jenes Land, von dem es keine Wiederkehr giebt? Stumm, blind, taub auch für mich? Sie athmete noch und ich fühlte das schwache Schlagen ihres Herzens gegen meinen Arm. Würde meine Mutter mich nicht mehr erkennen?

„O Martin!" murmelte sie, „Gott hat uns so lieb! Ich wußte bis jetzt nicht, wie sehr!"

Ihr Herz schlug schneller, unregelmäßiger, als sie so sprach. Dann — eine angstvolle Pause — es schlug nicht mehr. Mir war plötzlich als stürbe ich auch, das Zimmer tanzte vor meinen Augen, ich verlor das Bewußtsein.

Einundvierzigstes Kapitel.

Ein untröstlicher Wittwer.

Als ich wieder zu mir kam, hatte ich das dumpfe, undeutliche Gefühl, als sei ein großes Unglück geschehen. Ich befand mich in dem Ankleidezimmer meiner Mutter, Julia hielt mir eine scharfe Essenz unter die Nase, welche mich wieder zum Bewußtsein gebracht haben mußte. Mein Vater saß heftig schluchzend und weinend an dem leeren Kamin. Die Thür zu dem Schlafzimmer meiner Mutter war geschlossen. Ich wußte augenblicklich, was dort geschehen war.

Ich glaube, Männer werden nie ohnmächtig, ohne sich nachher dessen zu schämen. Als mir das Bewußtsein zurückkehrte, fühlte ich trotz meiner

Schmerzen den Stachel der Scham über meine Schwäche und Weichlichkeit. Ich stieß Julia's Hand fort und richtete mich auf. Ich ging schwankend und wie geblendet zu der geschlossenen Thür.

„Martin," sagte Julia, „Du darfst nicht wieder hinein. Es ist Alles vorüber."

Ich hörte, wie mich mein Vater mit gebrochener Stimme zu sich rief und ging zu ihm. Sein ganzer Körper zitterte, so heftig schluchzte er und er war nicht im Stande, sein Gesicht, welches er mit den Händen bedeckt hielt, in die Höhe zu heben. Er machte nicht die mindeste Anstrengung, sich zu beherrschen. Zuweilen schrie er so laut, daß man es im ganzen Hause hören konnte.

„O mein Sohn," sagte er, „wir werden nie ihresgleichen finden. Sie war die beste Frau von der Welt. Ich werde sie so vermissen."

Ich konnte in dem Augenblick weder von ihr sprechen noch ihn trösten. Sie hatte mich gebeten, ihm gegenüber geduldig zu sein, aber schon jetzt ging die Aufgabe fast über meine Kräfte. Ich sagte Julia, daß, wenn nichts für mich zu thun wäre, ich für den Rest des Tages auf mein Zimmer ginge.

Sie schlang den Arm um meinen Nacken und küßte mich wie eine Schwester und bat mich, ihr

nur Alles zu überlassen. Dann ging ich in die Einsamkeit, die jetzt mein Loos war.

Wenn ein Menschenherz sich einsam fühlt, bleibt es selbst im lauten Freundeskreise verlassen und stumm.

Alle Treue, Liebe und gute Kameradschaft schien aus meinem Leben wie ausgestrichen.

Wir begruben sie auf dem Kirchhof, dort wo die überhängenden Zweige einiger Buchen während des Tages einen angenehmen Schatten warfen. Zuweilen, wenn die Brandung heftig gegen den Strand der Cobo-Bai rollte, konnte man das Stöhnen des Meeres von dort hören; man sah auch die weißen Kämme der Wellen, welche über die versunkenen Riffe rauschten und dennoch lag der Ort im Herzen der Insel. Sie hatte ihn vor nicht langer Zeit selbst gewählt, als wir zusammen dort gewesen. Nun ging ich allein hin.

Mein Vater und sein lauter Schmerz boten mir keinen Trost. Zwischen uns herrschten weder Sympathie, noch Gemeinschaft. Er äußerte seinen Schmerz sehr leidenschaftlich und wiederholte Jedem, der zu condoliren kam, daß es nie wieder solch' eine Frau geben würde und daß sein Verlust größer wäre, als ein Mensch ertragen könne. Doch was war sein Verlust gegen den meinen?

In den ersten Wochen unserer Trauer näherte ich mich ihm etwas mehr. Unwillkürlich übernahm ich wieder, wie früher, einen Theil der Praxis, denn er war oft nicht im Stande auszugehen und die Patienten zu besuchen. Unser Haus war ganz verlassen und ich vermißte bald jenes behagliche Etwas, das den Zauber der Heimath bildet und welches nur die Anwesenheit einer Frau verleiht. Julia konnte ihre eigene Häuslichkeit nicht verlassen, selbst wenn sie ihren alten Platz in unserem alten Hause wieder hätte einnehmen wollen. Die Blumen verwelkten und verdorrten in den Vasen, keine zierliche Frauenarbeit aus Mull oder buntfarbener Seide, welche den Zimmern erst ein bewohntes Aussehen giebt, lag umher. Mir fehlten all' diese vertraulichen Zeichen und unsere Wohnung erschien mir wie ein Garten ohne Blumen.

Mein Vater fühlte das nicht so wie ich, denn nachdem der erste Sturm des Schmerzes vorüber war, hielt er sich nicht häufig zu Hause auf. Außerdem war er bei Julia stets in einer Weise willkommen, wie ich es nicht sein konnte. Sie war allerdings freundlich zu mir, aber verlegen und beengt durch meine Anwesenheit. Die — so zu sagen — halbe Erneuerung unserer Verlobung machte es

sehr schwierig, uns unbefangen freundschaftlich oder verwandtschaftlich zu nähern. Ueberdies fürchtete ich auch dem Geschwätz über die Chancen unserer Verheirathung neue Nahrung zu geben; daher blieb ich Abend für Abend allein zu Hause — wenn ich nicht zu einem Kranken gerufen wurde — lehnte alle Einladungen ab und brütete über meinen Schmerz. Es giebt wohl keine feigere Art, einen Kummer zu ertragen. Doch ich war ganz muthlos und Worte können die traurige Melancholie, in die ich versank, nicht schildern.

Ich hatte einige lästige gerichtliche Formalitäten durchzumachen, denn ich erbte das kleine Vermögen meiner Mutter, dessen Zinsen jährlich 100 Lstrl. betrugen. Ich konnte das Kapital nicht veräußern, aber ich bat Julia das Einkommen als eine Abschlagszahlung auf die Veruntreuungen meines Vaters anzunehmen. Sie nahm diesen Vorschlag nicht an und ich bemerkte dabei, daß sie von dem Zustand unserer Finanzen sehr genau unterrichtet war. Sie waren in der That derartig, daß, wenn ich Guernsey verließ und so meinem Vater den Nießbrauch meines kleinen Einkommens entzog, er in pecuniäre Verlegenheit kam, um so mehr, als ich bei unseren Patienten der beliebtere wurde, denn

sie fingen schon an, ihn den „alten Doctor" zu nennen. Ich sah keinen Ausweg in dieser Verlegenheit. Es schien, als sei ich an diesen Ort gefesselt, der mir nicht länger eine Heimath war.

In diesem Sinne schrieb ich an Jack Senior, der mich dringend aufforderte, nach England zurückzukehren. Ich mochte noch nicht glauben, daß die traurige, einförmige, sehr wenig interessante Routine meiner ärztlichen Pflichten das Einzige sein sollte, welches mir das Leben noch bot. Doch für den Augenblick lag meine Pflicht klar vor mir. Und sie mußte erfüllt werden.

Ich zog in dem Hause an der Vauvert-Straße Erkundigungen ein und erfuhr, daß die Person, welche Olivia gesucht, Guernsey um die Zeit verlassen habe, wo ich so mit meiner Mutter beschäftigt war, daß ich für nichts Anderes Gedanken hatte. Von Olivia keine Spur, keine Nachricht. Tardif besuchte mich, wenn er von Sark herüberkam, aber auch er konnte mir nichts mittheilen. Unseren Vermuthungen nach mußte sie sich in London aufhalten, aber sie war ebenso für mich verloren, als läge sie an der Seite meiner Mutter unter dem grünen Rasen des Kirchhofs von Foulon.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Der getröstete Wittwer.

In dieser Weise verlebten wir drei Monate nach dem Tode meiner Mutter. Doctor Dobrée, welcher in den ersten Wochen untröstlich gewesen war, verfiel bald wieder in seine alten Liebeleien, verbrachte endlose Zeit bei seiner Toilette und machte jedem passabelen Frauenzimmer, welches ihm in den Weg kam, den Hof. Ich wurde wie Zunder, der geringste Funke konnte mich in Flammen setzen. Mir war es unmöglich, solche Dinge geduldig mit anzusehen.

Wir hatten schon einige Tage auf dem Kriegsfuße gelebt, als zu meinem Erstaunen Julia eines Morgens in unserem Sprechzimmer erschien, bald nachdem mein Vater sich mit der größten Sorgfalt

angekleidet und das Haus verlassen hatte. Julia's Gesicht verkündete nichts Gutes, ihre Oberlippe war in die Höhe gezogen und ihre Stirn gerunzelt. Ich war gespannt zu hören, was geschehen sein könnte, doch ich schwieg. Ich kannte meine Cousine genau genug — übrigens ein seltener Vortheil — um zu wissen, wann ich reden und wann ich still sein müsse. Jetzt war es Zeit zu schweigen. Julia war nicht zanksüchtig — einfach nur ein Mädchen, dem man sein ganzes Leben hindurch seinen Willen gelassen und das so von der Vortrefflichkeit seines eigenen Willens überzeugt war, daß es sich nicht vorstellen konnte, wie andere Leute auch einmal den ihrigen zu haben wünschten.

„Martin," begann sie in leisem, aber doch in einem Tone, der sobald als räthlich in Heftigkeit überzugehen bereit war, „ich habe Dir etwas zu sagen, worüber ich mich zugleich schäme und ärgere. Ich kann mich nicht beherrschen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich so blind und thöricht wäre. Aber es scheint, als sollte ich überall betrogen und getäuscht werden, ich, die ich keinen Menschen auf der Welt betrügen oder täuschen würde. Ich sage es Dir es macht mich sehr krank, nur dann daran zu denken. Sieh' nur, wie meine Hände zittern."

„Dein Nervensystem ist in Unordnung," bemerkte ich.

„Nein, nicht ich, sondern die ganze Welt ist in Unordnung," sagte sie verdrießlich. „Ich bin ganz gesund. O, ich weiß nicht, wie ich es Dir sagen soll. Man scheut sich, von solchen Dingen zu sprechen."

„Mußt Du davon sprechen?" fragte ich.

„Ja, Du mußt es erfahren, denn Du erfährst es doch früher oder später. Wenn ich hoffen könnte, daß nichts daraus würde, ersparte ich Dir diesen Kummer, aber sie sind ja Beide für alle vernünftigen Vorstellungen taub, förmlich erpicht, sich zu erniedrigen. Ach, wenn meine arme liebe Tante das wüßte, würde sie in ihrem Grabe nicht Ruhe haben. Martin, ahnst Du nichts? Sind die Menschen so blind, daß sie nicht sehen, was unter ihren eigenen Augen vorgeht?"

„Ich habe nicht die mindeste Idee, worauf Du anspielst," antwortete ich. „Setze Dich, meine liebe Julia und beruhige Dich. Soll ich Dir ein Glas Wein geben?"

„Nein, nein," wehrte sie ungeduldig ab. „Wie lange ist es her, seit meine arme liebe Tante starb?"

„Du weißt es eben so gut wie ich," erwiderte

ich erstaunt, daß sie die Wunde so rauh berührte. „Am nächsten Sonntag drei Monate.“

„Und Dr. Dobrée,“ sagte sie bitter — dann hielt sie inne und sah mich groß an. Sie hatte meinen Vater noch nie Dr. Dobrée genannt. Sie liebte ihn zärtlich und er besaß eine große Anziehungskraft für sie, wie für die meisten Frauen, eine Eigenschaft, die mir fast ganz fehlt. Selbst damals gelang es ihm trotz der Verschiedenheit unserer Jahre, die mir einen Vortheil hätten geben müssen, viel mehr zu gefallen, als ich. Ich sah daher erstaunt in Julia's finsteres, Unheil drohendes Gesicht.

„Nun, was hat denn mein unglücklicher Vater gethan?“

„Dr. Dobrée will eine zweite Frau nehmen,“ rief sie, indem sie mit dem Fuße aufstampfte und das Blut in ihre Stirn stieg. „Ja das will er, mein armer Martin. Er möchte die Schlange, Kate Daltrey heirathen und womöglich gleich.“

„Unmöglich,“ rief ich auf's Tiefste verletzt. Mir fiel meiner Mutter unschuldige, instinctive Abneigung gegen Kate Daltrey ein und ihr harmloser Wunsch, ich möchte nicht deren Partei nehmen. Ihre Partei nehmen! O, nein. Wenn sie als zweite Frau den Fuß auf unsere Schwelle setzte, verließ ich dieses

Haus für immer. Sobald sie meines Vaters Weib würde, sagte ich mich von ihnen los. Aber er wußte das, er wagte es nicht, das Andenken an meine Mutter und meine Gefühle in so roher Weise zu verletzen.

„Es ist möglich, denn es ist wahr," sagte Julia. Sie hatte noch in demselben leisen, grollenden Ton gesprochen; jetzt sank ihre Stimme zu einem Geflüster herab und sie blickte scheu nach der Thür. „Sie sind schon vier Wochen im Einverständniß. Du kannst es eine Verlobung nennen, denn es ist wirklich eine und ich — ich hatte auch nicht den leisesten Verdacht. Er kam zu uns, um sich trösten zu lassen, wie er sagte, sein Haus sei jetzt so einsam. Und ich war so blind wie ein Maulwurf. Ich werde es mir nie vergeben, lieber Martin. Ich wußte ja, wie er ist, aber er schien so betrübt und meine arme Tante so tief zu betrauern; er machte zehnmal mehr Wesens davon, als Du. Ich hörte, wie die Leute sagten: Du ertrügest es sehr gut und es ließe Dich ganz kalt, aber ich kenne Dich besser. Jedermann meinte: er würde den Schmerz nicht überleben. Könnte man ihn nicht für wahnsinnig erklären lassen. Er muß toll sein, um an so etwas denken zu können."

„Wann entdecktest Du es,“ forschte ich.

„O, ich schäme mich so. Siehst Du, ich hatte nicht den allermindesten Verdacht. Wir saßen in dem Wohnzimmer und ich verließ sie, um hinaufzugehen und mir etwas zu holen und als ich plötzlich zurückkomme, was sehe ich? Er hat den Arm um ihre Taille gelegt und ihr Kopf ruht auf seiner Schulter. Der alte Mann mit seinen weißen Haaren! Und auch sie — sie giebt zwar vor, ebenso alt wie ich zu sein, aber sie ist mindestens vierzig. Die Narren! Ich wußte nicht, was ich sagen, oder wohin ich sehen sollte. Ich konnte nicht wieder aus dem Zimmer gehen und thun, als ob ich nichts bemerkte, denn ich hatte vor Schreck „Ach,“ geschrieen. Dann stand ich still und starrte sie an und ich glaube, sie fühlten sich ebenso unbehaglich wie ich.“

„Was sagten sie?“ fragte ich streng.

„O, er kam in seiner dramatischen Weise zu mir und war sehr majestätisch und großartig und wollte so darüber hinweggehen. Er versuchte meine Hand zu nehmen und mich zu ihr zu führen, aber ich rührte mich nicht von der Stelle. ‚Meine Liebe,‘ sagte er, ‚ich werde Dich Deiner Freundin berauben.‘ ‚Sie ist nicht länger meine Freundin,‘ sagte ich, ‚wenn sie das wird, was diese Scene andeutet. Ich

spreche dann nie wieder ein Wort weder mit ihr, noch mit Ihnen, Doctor Dabrée.' Darauf fing er an zu weinen und zu klagen und zu protestiren, doch sie saß ganz ruhig da und starrte mich an. Ich habe nie geglaubt, daß sie solche Augen machen könnte. ‚Wann soll die Hochzeit sein?' fragte ich, denn er verbarg seine Absicht sie zu heirathen keineswegs. ‚Worauf sollen wir warten,' sagte er, ‚ich fühle mich so einsam ohne Frau im Hause.' ‚Onkel,' sagte ich, ‚wenn Du die Idee einer zweiten Heirath, welche in Deinem Alter so lächerlich ist, aufgeben willst, dann verspreche ich Dir, trotz meiner unangenehmen Stellung Martin gegenüber, wieder zu Dir zu kommen. Ich thue es meiner Tante zu Liebe.' Solch' eine Einrichtung würde doch besser gewesen sein, als seine Heirath mit der Person, nicht wahr?"

„Hundertmal besser," sagte ich warm. „Du bist so gut, Julia. Aber er wollte gewiß nicht darauf eingehen?"

„Er dachte nicht daran. Er schwur, Kate sei ihm so theuer wie seine verstorbene Frau, er versicherte, er könne nicht ohne sie leben. Sein Alter mache die Heirath durchaus nicht lächerlich. Kate

verbarg während dessen ihr freches Gesicht in den Händen und schluchzte laut.

Das machte ihn noch zehnmal verdrehter. Er kniete vor ihr nieder und bat sie flehentlich, ihn anzusehen. Ich hielt ihm vor, daß die ganze Insel sein Benehmen verdammen würde — mehr als sie bei Dir gethan, Martin — aber er sagte, er kümmere sich nicht einen Pfifferling um das Gerede der Leute. Ich fragte ihn, wie er den Carey's und den Brocks und den de Seumarez noch in's Gesicht sehen wolle, aber das war ihm ganz gleichgültig. Er muß wirklich den Verstand verloren haben."

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte seinen Charakter zu genau und lange studirt und war weniger überrascht als Julia, die ihn als Frau nicht so beurtheilen konnte und stets für seine Fehler blind gewesen war. Unglücklicherweise kannte ich meinen Vater nur zu gut.

„Dann erinnerte ich ihn an das, was er unserem Familiennamen schulde," fuhr sie fort, „und ich ging so weit, ihm in's Gedächtniß zu rufen, was ich gethan hatte, denselben vor Schande zu schützen, und er lachte mich aus, ganz gewiß, er lachte mich aus! Er sagte, das wäre überhaupt nicht zu vergleichen. Kate in Haus zu bringen sei keine Schande,

selbst wenn es gleich geschähe. Was ginge es die Welt an, wenn er sich schon nach drei Monaten wieder verheirathe, die Hochzeit solle übrigens erst in einem Monat sein, da das Haus noch für sie verschönert werden müsse. Für sie verschönert! Auch Dir habe er noch nichts gesagt, aber er zweifle nicht, daß Du wie bisher bei ihnen bleiben würdest."

„Nie," sagte ich.

„Das wußte ich," sprach Julia weiter. „Ich sagte ihm, ich wäre überzeugt, daß Du Guernsey verließest, falls er seine Pläne ausführte, aber er spottete über meine Worte. Ich fragte ihn, wie er ohne Praxis zu leben gedenke und er meinte, seine alten Patienten würden vielleicht Anfangs erzürnt, aber dann froh genug sein, wieder zu ihm schicken zu können. Kurz, ich sah noch nie einen Menschen, der so eigensinnig in sein eigenes Verderben läuft."

„Julia," sagte ich, „ich werde Guernsey verlassen, bevor diese Heirath stattfindet. Ich möchte lieber Steine klopfen, als diese Frau an meiner Mutter Stelle sehen. Sie war meiner Mutter von Anfang an unangenehm."

„Ich wußte es," erwiderte sie mit Thränen in den Augen, „und ich dachte, es wäre ein Vorurtheil. Es ist meine Schuld, ich habe sie nach Guernsey

gebracht. Doch ich kann es nicht ertragen, sie hier als Herrin des Hauses zu sehen. Ich habe es Deinem Vater gesagt. Dr. Dobrée, sprach ich zu ihm, ich muß Sie daran erinnern, daß, obwohl Sie mir seit Jahren keine Miethe bezahlt haben, das Haus mir gehört. Wenn Sie Kate Daltrey heirathen, werde ich meine Angelegenheiten einem Rechtsanwalt übergeben. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich es thue und Julia Dobrée hat noch nie ihr Wort gebrochen. Das wirkte und machte ihn vernünftiger als alle Vorstellungen. Er wurde blaß, setzte sich neben Kate nieder und wußte nicht, was er sagen sollte. Da fing sie an. Sie sagte, wenn ich grausam wäre, würde sie es auch sein. Sie wisse, daß Dein Kummer mich auch schmerze und sie wolle ihrem Bruder Richard sagen, wo Olivia sich aufhält."

„Weiß sie, wo Olivia ist?" fragte ich eifrig in der ersten Ueberraschung und Hoffnung.

„Natürlich auf Sark," erwiderte sie.

„Was, weißt Du nicht, daß Olivia schon vor dem Tode meiner Mutter Sark verließ," fragte ich enttäuscht. „Erzählte ich Dir nie, daß sie verschwunden ist; Niemand weiß wohin?"

„Du hast nur einmal in meiner Anwesenheit

von ihr gesprochen — erinnerst Du Dich, wann es war? Wir glaubten, sie wohne noch bei Tardif. Dann hindert mich also nichts, meine Drohung auszuführen. Kate Daltrey soll dieses Haus nie als Herrin betreten."

„Würdest Du es Olivia überlassen haben?" fragte ich, ihre Großmuth bewundernd.

„Ich hätte es Dir zu Liebe gethan," antwortete sie offen.

„Aber," kehrte ich zu unserem ursprünglichen Thema zurück, „wenn mein Vater entschlossen ist, Kate Daltrey zu heirathen, wird er allen Schwierigkeiten Trotz bieten."

„Er ist ein verliebter Narr," erwiderte Julia. „Ich fürchte mich jetzt ordentlich alt zu werden. Wer kann wissen, was für Thorheiten man im Alter begeht. Kate sagt, sie habe 200 Pf. St. jährliches Einkommen und damit wollen sie in Jersey leben, wenn es ihnen hier in Guernsey zu ungemüthlich wird. Martin, sie ist eine Schlange, ganz gewiß eine Schlange. Und ich war so mit ihr befreundet. Nun habe ich Niemand, als Dich und die Carey's. Warum begnügte ich mich auch nicht mit Johanna als meiner Freundin?"

Sie blieb noch eine Stunde bei mir und dis-

cutirte dieses unliebsame Thema, bis alle Gesichtspunkte desselben erschöpft waren. Am Abend, nach dem Mittagessen, besprach ich denselben Gegenstand in kurzer, aber sehr entschiedener Weise mit meinem Vater. Das Resultat unserer scharfen Unterredung war mein Entschluß, Guernsey zu verlassen und mein Glück in der Fremde zu versuchen. Ich schrieb sofort an Jack Senior, theilte ihm meinen Vorsatz und den Grund desselben mit, und erhielt umgehend folgende Antwort:

„Lieber, alter Junge! Warum kommst Du nicht zu uns und machst Halbpart mit mir? Mein Alter sagt es auch. Er giebt's Geschäft auf und wird jetzt in Fulham auf dem Lande leben. Das Haus, wie die Praxis sind mir viel zu groß. „Senior und Dobrée," oder „Dobrée und Senior," wie Du willst. Wenn Du kommst, kann ich doch auch einmal pflichtschuldigst nach dem Alten sehen, ohne meine Patienten zu verlieren. Deshalb wünscht er es hauptsächlich. Und ich möchte es, weil ich mir ohne Dich nur wie ein halber Mensch vorkomme. Du darfst also nicht „nein" sagen. Jack."

Es war ohne Frage eine verlockende Aussicht. Dr. Senior besaß seit dreißig Jahren eine ausgezeichnete Praxis und Jack war nach und nach an

seine Stelle getreten. Dennoch überlegte ich eine Woche lang, ob ich den Vorschlag annehmen solle. Ich kannte Jack sehr genau und wußte, daß er seine Großmuth nie bereuen würde, aber wenn ich hinging, würde ich es nur als jüngerer Assistent thun und nur den kleineren Theil der Einnahmen beanspruchen. Endlich entschloß ich mich, das Anerbieten anzunehmen und theilte Jack die Bedingungen mit, unter denen allein ich sein Associé werden könne.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Abschied.

Ich wartete nicht bis mein Vater die unwiderrufliche Thorheit seiner zweiten Heirath beging. Guernsey war mir verhaßt geworden. Trotz meiner großen Liebe für meinen Geburtsort, der in den Augen der Insulaner schöner ist, als irgend etwas auf der Welt, konnte ich dort nicht mehr glücklich und zufrieden leben. Einige wenige Bekannte baten mich zu bleiben und meinen Kummer und Schmerz zu verwinden, aber die meisten meiner Freunde gratulirten mir zu meinen Zukunftsplänen und wünschten mir ein: „Geh mit Gott."

Julia konnte ihr Bedauern nicht verbergen, aber ich überließ sie der Fürsorge von Johanna und Capitän Carey. Sie versprach, mit mir zu

correspondiren und ich bat sie, mir regelmäßig zu schreiben. Wir waren, dem letzten Wunsche meiner Mutter gemäß, jetzt wieder halb und halb verlobt. Sie wartete, bis Olivia nicht mehr den ersten Platz in meinem Herzen einnahm, dann wollte sie die Meine werden. Aber wenn dieser Tag kam, sollte ich meine Stellung in England aufgeben und mich für immer in Guernsey niederlassen.

Ich hatte jetzt die Carrière eines Arztes in einer großen Stadt eingeschlagen. Der vollkommene Wechsel sagte mir zu. Nichts, weder in meiner Umgebung, noch in der Gesellschaft erinnerte mich an die qualvolle Vergangenheit. Der Strom meiner aufgeregten Empfindungen begann langsamer zu fließen, während mein intellectuelles Leben auf der anderen Seite neue Anregung fand, und so schwanden meine traurigen Erinnerungen von Tag zu Tag mehr. Mir fiel oft ein, daß Olivia in London vielleicht in derselben Straße, wie ich, sein könne, und ich sah nie ein abgetragenes, grünes Kleid, ohne demselben nachzueilen, bis ich mich überzeugt, daß die Trägerin nicht Olivia sei. Aber ich wußte auch sehr genau, daß die Chancen unseres Wiedersehens sehr gering waren und ich nicht auf sie rechnen konnte. Und selbst, wenn ich sie fand, was dann?

Sie blieb mir noch ebenso unerreichbar, als wenn das Weltmeer uns getrennt hätte. Wenn ich nur wüßte, daß sie sicher und so glücklich war, wie ihr trauriges Geschick es gestattete, dann wollte ich zufrieden sein. Dies zu hören, sehnte ich mich während der langen Monate, welche noch bis zu dem Zeitpunkt verstreichen mußten, an dem sie Tardif eine Nachricht versprochen hatte.

So war ich vollständig auf meinen Beruf angewiesen und er nahm mein ganzes Interesse und all' meine Zeit in Anspruch. Ich widmete mich demselben mit einer Energie, die Jack's Erstaunen und oft meine eigene Verwunderung erregte. Dr. Senior liebte, als alter Veteran in seinem Fache, seinen Beruf um seiner selbst willen und war entzückt über meinen Enthusiasmus. Er prophezeite mir eine große Zukunft.

So verging mein erster Winter in London.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Spieß dreht sich um.

Dieser erste Winter in London war eine trübe Zeit für mich.

Es machte sich ganz natürlich, daß ich hier wie in Guensey die ärmeren, unbedeutenderen Patienten hatte. Jack war in London geboren und in London erzogen nnd besorgte schon seit Jahren einen bestimmten Theil der Praxis. Er bewegte sich mit beneidenswerther Leichtigkeit inmitten seiner Umgebung. Ueberall war er zu Hause und er würde den Puls einer Herzogin mit derselben Ruhe befühlt haben, als den eines Milchmädchens.

Ich konnte mich andererseits nicht den hochmüthigen, aristokratischen Fremden anpassen; doch ich greife vor, denn während des ersten Winters

waren unsere fashionablen Patienten nicht in der Stadt und wir hatten verhältnißmäßig wenig zu thun. Ich fühlte mich dort unbefangen, wo ich etwas von den Verhältnissen der Leute wußte — ein Zug der allen Insulanern und denen, die in beschränkten Kreisen gelebt haben, gemeinsam ist.

Außer dieser bäurischen Verlegenheit, die unter Fremden wie ein Hemmschuh auf mir lastete, vermißte ich im Hause die Behaglichkeit, die nur die Anwesenheit eines weiblichen Wesens verleiht. Wir hatten allerdings ein zuverlässiges Dienstmädchen, halb Köchin, halb Haushälterin, welche in der vorderen Küche ihr Reich hatte und den Haushalt leitete; aber sie war nichts weniger, als der gute Geist des Hauses, den ich mir wünschte. Die Wirthschaft war wohlgeordnet und gut eingerichtet, aber schrecklich einsam. Die schweren, handfesten Lederstühle blieben immer in derselben geraden Reihe an der Wand aufgepflanzt und die rothe Tischdecke sah so kahl aus wie ein Billardtisch. Ein umherliegender Fingerhut, auf den Teppich gefallen und von meinem achtlosen Schritt fast zertreten, würde mir so willkommen gewesen sein, wie dem Wanderer in der Wüste der Anblick eines Grasfleckchens oder einer Quelle. Der Tritt eines leichten Fußes, das

Rauschen eines Kleides, der Ton einer leisen, sanften Stimme, würden mir die süßeste Musik gewesen sein. Wenn ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der sich eines guten Appetits und einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut, sich grämen kann, so grämte ich mich nach der Zärtlichkeit und Fürsorge einer Frau, an die ich so gewöhnt und die ich jetzt so schmerzlich vermißte.

Zuweilen verweilten meine Gedanken bei meiner nominellen Verlobung mit Julia. Sobald Olivia's Bild von seinem Herrscherplatz in meinem Herzen verdrängt war, wollte sie mich wieder zu Gnaden aufnehmen — den Verschwender, welcher all' das Gut seiner Liebe in fremden Landen verpraßt. Wir correspondirten regelmäßig und häufig und Julia's Briefe waren hübsch, verständig und zärtlich. Wenn unsere Heirath und Alles was dazu gehörte, schriftlich hätte abgemacht werden können, dann würde nichts schneller gegangen sein. Aber mir war das Ende dieser platonischen Freundschaft und dieser sogenannten Verlobung etwas zweifelhaft. Die Erinnerung an Olivia schien nicht im Mindesten zu verblassen, obgleich ich wußte, daß sie verheirathet war, obgleich ich keine Ahnung von ihrem Aufent-

haltsort hatte, obgleich ich nicht die leiseste Hoffnung hegte, sie je die Meine nennen zu dürfen.

Während der ruhigen, einsamen Abende, an denen Jack auf Bällen oder Concerten war, die ich nicht besuchen mochte, dachte ich bald an meine Mutter, bald an Olivia — beide mir entrissen, doch in wie verschiedener Weise entrissen. Es würde Julia tief gekränkt haben, wenn sie gewußt hätte, wie selten ich im Verhältniß dazu an sie dachte.

Doch im Ganzen hatte die Gewißheit, nicht von aller weiblichen Sympathie und Liebe abgeschnitten zu sein, eine gewisse süße Behaglichkeit. Sobald ich es wünschte, besaß ich eine Heimath und ein Weib, das mich zärtlich liebte. Das war keine unangenehme Aussicht. Sobald das Fieber meines Herzens vorüber war, konnte ich in ein Hospital gehen, wo es vielleicht seine ursprüngliche Kraft und Frische wieder erlangte. Jetzt hatte das Fieber noch zu viel Macht über mich, aber wenn man glauben darf, was weise Menschen sagen, dann durfte ich hoffen zu genesen.

Im Beginn des Frühjahrs erhielt ich einen Brief von Julia, die mich ersuchte, in meiner Nähe für sie, Johanna und Capitän Carey eine Wohnung zu miethen. Sie wollten zwei oder drei Monate

der Saison in London zubringen. Seit ich Guernsey verließ, hatte ich keine so angenehme Aufgabe. Jack in seiner Gastfreiheit wünschte, daß sie bei ihm logiren sollten und ich wußte, daß sie nicht darauf eingehen würden. Ich fand indessen passende Zimmer in der Hannoverstraße, wo ich zu jeder Zeit in einigen Augenblicken bei ihnen sein konnte.

An dem bestimmten Tage holte ich sie am Waterloo-Bahnhof ab und brachte sie nach ihrer neuen Wohnung.

Es fiel mir auf, daß Julia trotz der Ermüdung der Reise hübscher und glücklicher als seit langer Zeit aussah. Das schwarze Kleid stand ihr gut und gab ihr einen Chic, den sie in farbigen Anzügen nicht hatte. Ihr Teint war dunkel, doch nicht farblos, und ihr braunes Haar war viel kleidsamer frisirt. Sie sah wie eine feine, gebildete, beinahe elegante Dame aus, deren kein Mann sich zu schämen brauchte. Johanna war einfach, sie selbst durchaus nicht verändert. Aber Kapitän Carey erschien wieder zehn Jahr jünger und hatte augenscheinlich große Sorgfalt auf sein Aeußeres verwendet. Dieser Anzug war nicht auf Guernsey verfertigt worden, sondern stammte aus einem Londoner Kleidermagazin. Sein Haar war nicht so

grau wie sonst und sein Gesicht nicht so hypochondrisch wie früher. Er versicherte mir, daß seine Gesundheit den ganzen Winter über ausgezeichnet gewesen sei. Ich war mehr als zufrieden, ich war stolz auf meine Freunde.

„Bitte, komm' morgen zu uns, damit wir ordentlich mit einander plaudern können," sagte Johanna, „heute Abend ist es zu spät. Wir haben am Tage Besorgungen vor, aber kannst Du nicht des Abends kommen?"

„Gewiß," antwortete ich, „ich habe viele Abende frei und ich rechne darauf sie mit Euch verbringen zu können. Ich kann Euch zu so vielen Vergnügungen begleiten, als Ihr mitzumachen wünscht."

„Also morgen," sagte sie, „wir trinken um acht Uhr unseren Thee."

Ich wünschte ihnen gute Nacht und fühlte mich glücklicher als ich seit lange gewesen. Julia's Hand hielt ich am längsten und sah sie aufmerksam an, bis sie unter meinen forschenden Blicken erröthete und erglühte.

„Das treue Herz," sagte ich zu mir, „treu und beständig und ich kann ihr nichts bieten, als die Asche einer verglommenen Leidenschaft. Wollte

Gott," dachte ich, als ich die Brookstraße entlang ging, „daß ich Olivia nie gesehen."

Am nächsten Tage war ich zur bestimmten Zeit dort.

Das steife, ungemüthliche Wohnzimmer hatte schon jenes behagliche Aussehen, welches den Räumen eigen, die Frauen bewohnen, und welches ich in unserem viel eleganteren Hause so vermißte. In der Mitte des Theetisches standen Blumen und jene tausend Kleinigkeiten, welche dem Zimmer ein bewohntes Aussehen geben, lagen umher. Ich erblickte Julia's Arbeitskörbchen auf einem kleinen Tisch bei dem Fenster. Ich hörte das Rauschen ihrer Kleider, ihre leisen Schritte, ihre sanften Stimmen umschmeichelten mein Ohr. Mir war als kehrten alte Zeiten wieder, und ganz ruhig und still saß ich da. Als Julia mir den Thee eingoß und mir die Tasse mit ihrer weißen Hand reichte, fühlte ich mich versucht, ihre beringten Finger zu küssen. Wenn Kapitän Carey nicht dagewesen wäre, hätte ich es auch gethan.

Wir saßen so behaglich bei unserer Mahlzeit, als wäre die Zeit nur zum Genuß geschaffen und aßen nicht mit so geschäftsmäßiger Eile, wie Jack und ich gewöhnlich thaten. Am Schluß derselben

kündigte Kapitän Carey seine Absicht an, uns auf einige Stunden zu verlassen. Ich ging mit ihm hinunter, denn er hatte mir ein geheimnißvolles Zeichen gegeben, ihm zu folgen. Auf dem Flur legte er mir die Hand auf die Schulter und flüsterte einige geheimnißvolle Sätze in mein Ohr.

„Denke nicht dabei an mich, mein Junge. Opfere Dich nicht für mich. Im Verhältniß zu Dir bin ich ein alter Bursche, obwohl noch nicht fünfzig; Jedermann auf Guernsey weiß das. Daher nimm keine Rücksicht auf mich. ‚Zwischen Lipp' und Bechers Rand, gleitet das Glück uns oft aus der Hand.'"

„Ich weiß das recht gut, mein lieber Junge."

Er war fort, ehe ich ihn um eine Erklärung seiner räthselhaften Worte bitten konnte und ich sah, wie er den Weg nach der Regent-Straße einschlug. Ich kehrte über seine Aussprüche grübelnd in das Wohnzimmer zurück. Johanna und Julia saßen in dem dunkelsten Winkel des Zimmers auf dem Sopha, obgleich es nirgends brillant hell war, denn die drei Flammen des Gaskronenleuchters waren heruntergeschraubt.

„Komm' her, Martin," sagte Johanna, „wir möchten Deine Ansicht über einen, uns Allen wichtigen Gegenstand hören."

Ich zog einen Stuhl in ihre Nähe und setzte mich ihr gegenüber, fast in derselben Weise, als solle ich einen ärztlichen Rath ertheilen. Mir war zu Muthe, als müsse ich Jemand den Puls fühlen oder mir die Zunge zeigen lassen.

„Es sind jetzt acht Monate seit Deine arme, liebe Mutter starb," bemerkte Johanna.

Acht Monate! Niemand wußte wie einsam, wie leer diese acht Monate für mich gewesen.

„Du erinnerst Dich," fuhr Johanna fort, „wie sehr sie Deine Heirath mit Julia wünschte und entsinnst Dich des Versprechens, welches Ihr Beide ihr auf ihrem Todtenbette gabt?"

Es entstand eine kurze Pause und ich wartete verwundert, was diese Einleitung wohl zu bedeuten habe.

„Martin," fragte Johanna mit feierlicher Stimme, „hast Du Olivia vergessen?"

„Nein," sagte ich und ließ Julia's Hand sinken, als Olivia's Bild wie vorwurfsvoll vor meinem geistigen Auge erschien, „durchaus nicht. Brauche ich es Euch erst zu sagen, daß sie mir eben so theuer wie je ist."

„Ich wußte, daß Du so sprechen würdest," erwiderte sie. „Ich dachte mir, daß Deine Liebe zu

ihr nicht so bald vergehen würde, wenn sie überhaupt vergeht. Es giebt Männer, die mit der Beständigkeit einer Frau lieben können. Weißt Du etwas von ihr?"

„Nichts," sagte ich verzweifelt, „ich habe keine Ahnung, wo sie jetzt sein mag."

„Tardif auch nicht," fuhr sie fort, „mein Bruder und ich besuchten ihn in voriger Woche."

„Wie gut von Euch," unterbrach ich sie.

„Es war auch theilweise unsretwegen," sagte sie erröthend. „Martin, Tardif sagt, Deine Liebe zu Olivia würde nie aufhören. Du würdest sie nicht bekämpfen. Hat er Recht? Sei aufrichtig."

„Ja," antwortete ich, „er hat Recht. Ich könnte nie wieder so lieben, wie ich Olivia liebe."

„Dann, mein lieber Martin," sagte Johanna sehr leise, „wirst Du nicht wünschen, daß Julia ihr Versprechen hält."

Ich erschrak heftig. Wie! wollte Julia unsere, wie soll ich sagen, Verlobung auflösen und frei sein? War es möglich, daß ein Anderer mir den Platz in ihrem Herzen und in dem neuen Hause raubte, welches wir zusammen eingerichtet hatten?

Ich kam mir vor, wie der Hund am Troge. Es schien mir eine unerhörte Dreistigkeit, daß Je-

mand zwischen mich und meine Cousine Julia zu kommen wagte.

„Verlangst Du, daß ich Dich Deines Versprechens entbinde, Julia?“ fragte ich etwas streng.

„Martin,“ sagte sie, das Gesicht von mir abwendend, „Du weißt ich würde nie einwilligen, Dich zu heirathen, so lange Du das Mädchen lieber hast. Nein, ich könnte das nicht thun. Wenn ich glaubte, daß Du mich wieder so ansehen könntest, wie früher, ehe Du sie kennen lerntest, dann würde ich Dir treu bleiben. Aber darauf darf ich nicht hoffen.“

„Wir wollen offen zu einander sein, antwortete ich, „sage mir, würdest Du einen Anderen heirathen, wenn ich Dich dieses Versprechens entbände, welches vielleicht nur gegeben wurde, um die letzten Stunden meiner Mutter zu versüßen?“ Julia senkte den Kopf und sprach nicht. Ihre Lippen zitterten. Ich sah, wie sie Johanna's Hand nahm und dieselbe drückte, als bäte sie ihre Freundin, für sie zu antworten.

„Martin,“ sagte Johanna, „wir Alle wünschen Dich glücklich zu sehen. Wenn wir hoffen dürften, daß Du Julia so lieben lernst, wie sie verdient, und wie ein Mann seine Frau lieben soll, dann hätten wir kein Wort von dieser Angelegenheit gesprochen,

aber wir fühlen, daß wir das nicht hoffen können. Sage, daß wir Unrecht haben und wir wollen keine Silbe weiter darüber sprechen."

„Nein, entgegnete ich, „Ihr müßt mir jetzt Alles sagen. Ich bestehe darauf. Würde Julia einen Anderen heirathen, wenn sie frei wäre?"

„Ja," antwortete Johanna, während Julia das Gesicht in den Händen verbarg, „sie würde meinen Bruder heirathen."

Capitän Carey! Ich war sprachlos. Solch' ein Gedanke war mir noch nie gekommen, obgleich ich wußte, daß sie den größten Theil ihrer Zeit auf der Vale bei den Carey's verbracht hatte. Capitän Carey wollte heirathen und Julia heirathen. In unserem Hause leben! Ich war wie betäubt und glaubte falsch gehört zu haben. Die angenehme Aussicht einer Heirath mit Julia, wenn auch fernliegend und nur für den Fall, daß ich meine Leidenschaft besiegte und mich mit der Achtung und Zuneigung, die ich für meine Cousine hegte, begnügen konnte — verschwand wie mit einem Zauberschlage und ließ meine Zukunft öde und leer. Wenn Julia sich zu rächen wünschte — und welchem getäuschten Mädchen ist die Rache nicht süß — jetzt erreichte sie ihren Zweck. Ich war so niedergeschlagen, so er-

staunt, so elend wie sie gewesen. Doch ich durfte Niemand tadeln, wie sie gethan. Durfte ich ihr böse sein, weil sie Capitän Carey's Liebe meiner matten Zuneigung vorzog?

„Julia," begann ich nach einer langen Pause, indem ich versuchte so ruhig wie möglich zu sprechen, „liebst Du Capitän Carey?"

„Es ist Unrecht von Dir so zu fragen," antwortete Johanna. „Wir haben Dir nichts verheimlicht. Ich weiß kaum wie Alles gekommen ist. Mein Bruder hat Julia noch nicht gefragt, ob sie ihn liebt, denn wir wollten Dich erst sprechen und hören, wie Du über Olivia denkst. Du sagst, Du würdest nie wieder so lieben, wie Du sie liebst. Gieb also Julia frei, ganz frei, damit sie meines Bruders Frau werden oder ihn ausschlagen kann. Sei großmüthig, sei Du selbst, Martin."

„Ich will es," sagte ich; „meine liebe Julia, Du bist frei, frei von jeder Verpflichtung gegen mich. Du warst immer so gut und treu mir gegenüber. Wenn Capitän Carey ein eben so guter und treuer Gatte ist, dann wirst Du sehr glücklich werden, glücklicher als Du mit mir je hättest sein können."

„Und Du wirst Dich nicht darüber grämen?" fragte Julia, indem sie aufsah.

„Nein,“ antwortete ich heiter; „ich werde ein lustiger alter Junggeselle und besuche Dich und Capitän Carey, wenn wir alte Leute geworden sind. Denke nicht an mich, Julia, ich war nie gut genug für Dich. Ich werde mich sehr freuen, wenn ich Dich glücklich weiß.“

Doch als ich auf der Straße war, denn ich verabschiedete mich so bald wie möglich, fühlte ich mich nichts weniger als heiter gestimmt; mir war, als entschwände Alles, was dem Leben Werth verleiht, unter meinen Händen. Ich hatte meine Mutter und Olivia verloren, jetzt verließ Julia mich auch. Ich gönnte ihr das junge Glück. Ich fühlte weder Eifersucht noch Neid gegen meinen Nebenbuhler. Und dennoch empfand ich es wie einen herben Verlust, was mir in dieser Stunde geschehen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Olivia's Gatte.

Ich ging nicht direct in unsere traurige, einsame Junggesellenwohnung, denn ich war nicht in der Stimmung, einsam zu sein. Ein Freund von uns war verreist und Jack und ich hatten seine Praxis während seiner Abwesenheit übernommen. Ich ging, in traurigen Grübeleien versunken, an seinem Hause vorbei, als mir einfiel, hineinzugehen und zu fragen, ob eine Bestellung auf uns warte. Lowry's Diener sagte mir, eine Person sei dagewesen und habe dringend gebeten, daß Jemand nach der Bellrieger Straße Nr. 19 käme. Ich kannte weder die Straße, noch wußte ich, wo sie lag.

„Wie sah die Person aus?" fragte ich.

„Es war eine Frau, Sir, keine Dame. Zu

Fuß und ärmlich angezogen. Sie war schon einmal hier; Dr. Lowry behandelt den Fall. Vielleicht finden Sie in dem Krankenjournal etwas darüber."

Ich sah in dem Krankenjournal nach; es enthielt in kurzen Worten die Diagnose. Es war dieselbe Krankheit, nur in milderer Form, an welcher meine arme Mutter gestorben. Trotzdem es schon spät war, entschloß ich mich, den Leidenden sogleich zu besuchen.

„Erwartet die Person noch heute Abend Jemand?" fragte ich, als ich durch den Flur ging.

„Ich konnte ihr das nicht versprechen, Sir," war die Antwort.

„Ich sagte, ich würde es Ihnen bestellen, und wollte gerade zu Ihnen kommen, Sir. Sie sagte, sie bliebe bis 12 auf."

„Schön," antwortete ich.

Bei näherer Nachforschung stellte sich heraus, daß die betreffende Straße zwei Meilen entfernt war und da mein alter Freund Simmons noch auf dem Droschkenplatz stand, sprang ich in seinen Wagen und hieß ihn so schnell wie möglich nach der Bellrieger Straße Nr. 19 fahren. Ich fühlte das Bedürfniß nach Bewegung und Wechsel der Scene.

Wenn ich auf Guernsey gewesen wäre, würde

ich Madam bestiegen und wieder einen übernächtlichen Ritt über die Insel gemacht haben. Dies war nur ein geringer Ersatz, aber der Besuch lenkte wenigstens meine Gedanken von Julia ab. Und wenn irgend Jemand in London dem Manne helfen konnte, so war ich es, denn ich hatte diese eine Krankheit mit ganzer Seele studirt.

Wir kamen endlich in eine schäbige Straße, die sich selbst bei dem Zwielicht einzelner Gaslaternen als Wohnort der ärmeren Klassen documentirte. Bei Nr. 19 angelangt, sah ich ein Fenster des zweiten Stocks erleuchtet, die übrige Front war dunkel. Ich bezahlte Simmons und schickte ihn fort, da ich nach Hause gehen wollte. Als ich, um zu klopfen, mich der Thür näherte, wurde dieselbe leise von innen geöffnet. Eine Frau stand auf der Schwelle; ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, denn das Licht, welches sie mit sich gebracht, stand auf dem Tische hinter ihr; ebenso unmöglich war es ihr, mein Gesicht zu erkennen.

„Sind Sie von Dr. Lowry geschickt?" fragte sie.

Die Stimme klang mir bekannt, aber ich konnte mich um die Welt nicht besinnen, wem sie angehörte.

„Ja," antwortete ich, „aber ich weiß nicht, wie mein Patient hier heißt?"

„Dr. Martin Dobrée!" rief sie in einem Tone des Entsetzens.

Jetzt erinnerte ich mich, daß es die Person war, welche Olivia verfolgt hatte. Sie war einige Schritte zurückgetreten und ich konnte ihr Gesicht sehen. Es war erschreckt und verwirrt, als wäre sie ungewiß, ob sie mich einlassen könnte.

War es möglich, daß ich Olivia's Gatten zu besuchen gekommen war.

„Ich weiß nicht, was ich thun soll," rief sie wieder; „er ist heute Nacht sehr krank, aber ich glaube nicht, daß er Sie sehen sollte — Sie sehen möchte."

„Merken Sie auf," sagte ich, „ich bin überzeugt, daß Niemand in London so geeignet ist, ihn zu kuriren, als ich."

„Warum?" fragte sie eifrig.

„Weil ich diese Krankheit zu meinem besonderen Studium gemacht habe," antwortete ich. „Denken Sie nicht, daß ich besonders wünsche ihn zu behandeln. Ich kam einfach hierher, weil mein Freund verreist ist. Wenn Mr. Foster mich sehen will, werde

ich zu ihm gehen und thun, was in meinen Kräften steht. Er hat zu entscheiden."

„Wollen Sie hier einige Augenblicke warten, während ich ihn frage?" versetzte sie.

Ich blieb in dem trübe erleuchteten Flur allein, den ein dumpfiger Geruch aus ungelüfteten Zimmern und dem feuchten, schmutzigen Keller durchdrang. Es war ein elender, gemeiner, häßlicher Ort. Endlich hörte ich, wie sie die beiden Treppen hinabkam und ich ging ihr entgegen.

„Er will Sie sehen," sagte sie, mich mit neugierigen, forschenden Blicken betrachtend.

Ich war eben so neugierig, wie sie. Die große Abneigung welche ich gegen Olivia's Gatten instinktmäßig empfand, machte mich sehr gespannt, ihn zu sehen. Er lag in einem alten Sessel zurückgelehnt, ein Frauenshwal bedeckte seine Schultern, denn die Nacht war kalt. Auf seinem blassen, abgezehrten Gesicht sah man die ersten Spuren der Krankheit, seine Züge waren durch dieselbe augenscheinlich feiner geworden. Er hatte ein hübsches, regelmäßiges, gutgeschnittenes Gesicht, eine schmale Stirn, schmale, strenge Lippen und schöngeformte Augen, die aber so kalt wie Stahl glänzten. Ich erfuhr später, daß er fünfzehn Jahre älter als Olivia

war. Auf seinem Knie lag eine struppige, verhungerte Katze, welche er an den Vorderfüßen festhielt und die er von Zeit zu Zeit zu seiner Unterhaltung quälte und zerrte.

„Ich glaube wir haben einige Beziehung Doctor Martin Dobrée," sagte er mit kaltem Lächeln; „meine Stiefschwester Kate Daltrey ist die Frau Ihres Vaters."

„Ja," antwortete ich kurz. Dies Thema war mir unaussprechlich unangenehm und ich wünschte nicht, es weiter zu verfolgen.

„Und sie wird ihn glücklich machen," fuhr er spöttisch fort.

„Sie selbst sind nicht verheirathet, nicht wahr, Doctor Martin Dobrée?"

Ich beachtete weder seine Fragen, noch die vorhergehende Bemerkung, sondern ging zu ärztlichen Erkundigungen betreffs seiner Gesundheit über. Ich konnte ihm helfen, die Symptome zu beschreiben und zu localisiren und entdeckte bald, daß die Krankheit noch im ersten Stadium war.

„Sie haben einen schärferen Blick, als Doctor Lowry," sagte er mit einem Seufzer von Befriedigung. „Mir ist, als wäre ich von Glas und als

könnten Sie mich durch und durch sehen. Können Sie mir helfen?"

„Ich will thun, was ich kann," antwortete ich.

„So sagen sie Alle," murmelte er, „und das Können ist gewöhnlich auch nicht viel werth. Sie sehen, es kommt mir gar nicht so darauf an, gesund zu werden, als meiner Frau. Sie wünscht es so sehr."

„Ihrer Frau?" widerholte ich starr vor Erstaunen. „Sie sind doch Richard Foster, nicht wahr?"

„Gewiß," erwiderte er.

„Weiß Ihre Frau von Ihrer jetzigen Krankheit?" forschte ich.

„Natürlich," antwortete er, „erlauben Sie mir, Ihnen Mrs. Richard Foster vorzustellen."

Die Frau sah mich mit triumphirenden Augen und spöttischem Lächeln an, während Mr. Foster sich das Vergnügen gewährte, der Katze auf seinem Knie ein langes, klägliches „Miau" zu entlocken.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte ich. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Obgleich sie sich unter Fremden für Mann und Frau ausgeben konnten, durften sie doch nicht erwarten, mich zu täuschen.

„Ah, ich sehe weshalb," sagte Mr. Foster höhnisch. „Olivia ist todt."

„Olivia todt!" rief ich aus.

Ich wiederholte die Worte mechanisch, als könne ich ihre Bedeutung nicht fassen. Doch er sprach sie mit so großer Sicherheit uud Entschiedenheit, daß das Factum nicht fraglich erschien. Mr. Foster sah mich mit seinen funkelnden Augen entzückt an.

„Sie wußten es nicht?" sagte er. „Ich fürchte, ich bin zu unbedacht gewesen. Kate erzählte mir, Sie wären in meine erste Frau verliebt und hätten eine sehr gute Partie ihretwegen aufgegeben. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, neue Unterhandlungen mit Ihrer Cousine anzuknüpfen. Sie sehen, ich kenne ihre Familiengeschichte."

„Wann starb Olivia?" forschte ich, meine Zunge war trocken und das Zimmer, wie sein teuflisches Gesicht tanzten vor meinen Augen.

„Wann war es, Carry?" fragte er, sich zu seiner Frau wendend.

„Am ersten October bekamen wir die Nachricht von ihrem Tode. Den Tag darauf war unsere Hochzeit."

„Ach ja," sagte er. „Olivia war schon länger als zwölf Monate todt für mich und sobald ich frei wurde, heirathete ich Carry. Wir konnten uns nicht früher heirathen, aber worauf sollten wir dann

noch warten? Ich war frei und berechtigt, zu thun, was mir beliebte."

„Aber was für Beweise haben Sie?" fragte ich noch ungläubig, doch mit so schwerem Herzen, daß ich auch wieder nicht zu hoffen wagte.

„Carry, Du hast die Briefe," sagte Richard Foster. Sie verschwand auf einige Augenblicke und er sah mich in den Stuhl zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen, grausamen Augen an. Ich sagte nichts und nahm mir vor, keine Aufregung zu verrathen. Olivia, meine Olivia todt! Ich vermochte es nicht zu glauben.

„Hier sind die Beweise," sagte Mrs. Foster, als sie wieder in's Zimmer kam. Sie überreichte mir einen Todtenschein, welcher J. Jones M. D. unterzeichnet war. Derselbe constatirte, daß Olivia Foster am 27. September an acuter Lungenentzündung gestorben sei. Beigefügt war noch der Brief eines Geistlichen oder Beamten, welchen Standes war nicht gesagt, der Olivia in ihrer letzten Krankheit gepflegt hatte. Aus den gut geschriebenen Schriftzügen ersah man, daß Olivia ihn gebeten, den Ort, wo sie gestorben und begraben, geheim zu halten und nur den amtlichen Todtenschein zu übersenden. Der Brief war E. Jones unterzeichnet. Beide Do-

cumente gaben nicht den geringsten Anhalt, wo sie geschrieben sein konnten.

„Sind Sie nicht zufrieden?“ fragte Foster.

„Nein,“ erwiderte ich, „woher kommt es, daß Sie nicht von Olivia's Vermögen Besitz ergriffen haben, wenn dieselbe wirklich todt ist?“

„Eine schlaue Frage,“ sagte er höhnisch. „Warum ich in dieser verdammten schlechten Wohnung bin? Nun, weil ich so arm wie Hiob bin, trotzdem 20,000 Lstl., das Vermögen meiner Frau, unbenutzt daliegen. Meine süße engelhafte Olivia hat kein Testament gemacht oder wenigstens keins zu meinen Gunsten, das können Sie mir glauben; und nach dem Testament ihres Vaters wird das Geld, falls sie kinderlos oder ohne letztwillige Verfügungen zu treffen, stirbt, dafür verwandt, Armenhäuser oder ähnlichen verdammten Unsinn zu bauen. Alles, was sie mir vermacht hat, ist dieser Ring, den ich ihr, Gott verdamm' sie, an unserem Hochzeitstage gab.“

Er streckte die Hand aus, auf dem kleinen Finger derselben blitzte ein Diamant, welcher möglicherweise derselbe sein konnte, den Olivia besessen.

„Vielleicht wissen Sie nicht,“ fuhr er fort, „daß mein Wunsch, Olivia möge ein Testament machen oder mir wenigstens ihr Kapital sichern, sie so be-

leidigte, daß sie mir fortlief. Carry war wohl etwas hart zu ihr gewesen und ich gerade in Paris. Bedenken Sie nur, daß wir uns vor der Armuth fürchteten, in der Sie uns ja jetzt sehen und daß Carry daher alles Mögliche that, um uns davor zu bewahren."

„Sie sind also von Olivia's Tod überzeugt?" fragte ich.

„So vollkommen überzeugt, daß ich am anderen Tage wieder heirathete," versetzte er ruhig.

„Ihr Brief an mich, wie die Papiere, welche Sie sahen, sind genügende Beweise. Wollen Sie den Brief lesen?"

Mrs. Foster gab mir ein Stückchen Papier, auf dem nur wenige Zeilen standen. Die Worte tanzten mir vor den Augen, aber es war ohne Zweifel Olivia's Handschrift.

„Ich weiß, daß Du arm bist und schicke Dir Alles, was ich entbehren kann, — den Ring, welchen Du mir einst gabst. Ich bin noch ärmer als Du, doch ich besitze noch so viel, mich vor Noth zu schützen. Gott vergebe mir, wie ich Dir vergebe."

Ich konnte weiter nichts sagen oder thun. Die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Aussage wurzelte jetzt in meiner Seele. Ich stand auf, um

Abschied zu nehmen, und Foster streckte mir, vielleicht in freundschaftlicher Absicht, die Hand entgegen. Doch ich sah Olivia's Ring darauf glänzen und konnte sie nicht in die meine nehmen.

„Nun, nun, ich verstehe," sagte er. „Sie dauern mich. Kommen Sie wieder, Dr. Martin Dobrée. Und wenn Sie ein Heilmittel für meine Krankheit wissen, dann müssen Sie es versuchen, sonst sind Sie ein schlechter Mensch."

Ich ging die enge Treppe hinunter, Mrs. Foster folgte mir auf dem Fuße. Sie sah jetzt nicht mehr keck und dreist aus, sondern etwas frauenhaft Sanftes lag auf ihrem betrübten Gesicht, als sie, mit der Hand meinen Arm berührend, vor mir an der verschlossenen Hausthür stand.

„Kommen Sie um Gottes Willen wieder, wenn Sie etwas für ihn thun können. Wir haben noch Geld übrig und ich verdiene jeden Tag etwas. Wir können Sie gut bezahlen. Versprechen Sie mir wiederzukommen?"

„Ich kann jetzt nichts versprechen," antwortete ich.

„Ich lasse Sie nicht fort, bis Sie es versprechen," sagte sie eindringlich.

„Gut, ich verspreche es," und sie löste fast geräuschlos die Kette und öffnete mir die Thür.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Traurige Nachrichten.

Es regnete fein und durchdringend; ich war mir wohl eines störenden Elememtes bewußt, und doch beschleunigte ich meine Schritte nicht. Jetzt brauchte ich keine heftige Bewegung mehr. Ich konnte nichts thun, nichts erhoffen, vor nichts fliehen. Olivia war todt!

Ich hatte mir früher schon oft gesagt, daß Olivia für mich todt sei, aber in diesem Augenblick fühlte ich, welch' ein großer Unterschied in den Worten, als einer Redewendung oder als schrecklicher Wirklichkeit liegt. Ich konnte mir nicht länger vorstellen, daß sie denselben Boden — vielleicht dieselbe Straße — wie ich betrat, dieselbe Sprache

redete, dasselbe Licht sah. Ich rief mir ihr Bild zurück, wie ich es zuletzt in Sark gesehen, und versuchte dann, sie mir mit weißem Antlitz, weißen, für immer geschlossenen Lippen und Augen und in der Erstarrung des Todes zu denken. Es schien unmöglich; doch mit entsetzlicher Monotonie summte es vor meinen Ohren: „Olivia ist todt — ist todt!"

Ich erreichte unser Haus, als Jack gerade von seinem Theater oder Concert zurückkam. Er schloß mir die Thür auf und begrüßte mich heiter; aber sobald wir in das Eßzimmer eingetreten waren und er mein Gesicht sah, rief er aus: „Gott im Himmel, Martin, was ist Dir geschehen?"

„Olivia ist todt," antwortete ich.

In der nächsten Minute schlang er seinen Arm um meinen Nacken, denn wenn wir allein waren, hatten wir noch die alte Kinderzärtlichkeit. — Er wußte Olivia's ganze Geschichte und nun wartete er geduldig, bis ich meine Nachricht in Worte fassen konnte.

„Es muß wahr sein," sagte er, doch in seinem Tone klang es wie Zweifel, „der Schurke würde nicht wieder geheirathet haben, wenn er nicht genügende Beweise besäße."

„Sie muß sehr bald nach meiner Mutter ge-

storben sein," antwortete ich, „und ich wußte es nicht."

„Es ist sonderbar," sagte er. „Ich wundere mich, daß sie Niemand fand, der Dir oder Tardif schreiben konnte."

Dies Schweigen war allerdings eigenthümlich unerklärlich.

Wir saßen noch lange zusammen und sprachen in kurzen, abgebrochenen Sätzen, während Jack seine Cigarre rauchte, aber wir konnten keine Erklärung finden. Es war spät, als wir uns trennten und ich zu Bett, aber nicht zur Ruhe ging.

Denn sobald das Zimmer dunkel war, verfolgte mich der Gedanke an Olivia. Phantasien und Visionen durchkreuzten mein Gehirn. Der Todtenschein besagte, daß sie nach zehntägiger Krankheit an Lungenentzündung gestorben sei. Immer und immer wieder mußte ich mir jedes Stadium ihrer Krankheit, ihre Leiden denken, mir ausmalen, wie sie vielleicht ohne ärztliche Pflege, ohne daß eine Freundeshand für sie gesorgt, gestorben sei. Bei ihrer ausgezeichneten Constitution hätte sie nicht sterben dürfen. Wenn ich dagewesen, wäre sie gerettet worden.

Ungefähr um 4 Uhr klopfte Jack leise an die

Wand zwischen unserem Schlafzimmer — es war ein Signal aus unserer Knabenzeit — als frage er, wie es mir gehe; doch das Pochen war nicht so laut, daß es mich hätte wecken können. Es erschien mir, wie der willkommene Zuruf eines Schiffers, der auf derselben dunkeln See steuert. Jack wachte auf und dachte an mich, wie ich an Olivia dachte. Es war etwas so Trostbringendes in seiner Sympathie, daß ich bald darauf einschlief.

Als ich am nächsten Morgen herunterkam, sah ich, daß Jack schon fort war und mir ein kurzes Billet zurückgelassen hatte, in dem er mir mittheilte, er würde meine Krankenbesuche heute übernehmen. Ich hatte kaum angefangen zu frühstücken, als der Diener mir: „eine Dame" ankündigte, und da die Dame ihm auf dem Fuße folgte, erkannte ich Johanna's vertrautes Gesicht. Sie sah sehr ernst aus, setzte sich neben mich und beobachtete mich mit dem besorgten, zärtlichen Blick meiner Mutter. Ihre Augen hatten die gleiche Farbe und Form und ich vermochte nicht ruhig mit ihr zu sprechen.

„Dein Freund, Dr. Senior, war eben bei uns," sagte sie, „und theilte uns die sehr, sehr traurige Nachricht mit."

Ich nickte stumm.

„Wenn wir es nur gestern gewußt hätten," fuhr sie fort, „dann würdest Du nie erfahren haben, was wir Dir am Abend mittheilten. Jetzt ist Alles anders. Julia konnte nicht Deine Frau werden, so lange noch eine Andere lebte, die Du mehr liebtest; verstehst Du mich?"

„Ja," sagte ich „Julia hat Recht."

„Mein Bruder und ich haben über die Veränderung gesprochen, die diese traurige Nachricht verursachen wird. Er möchte Dich nicht um die Welt eines Trostes oder zukünftigen Glückes berauben. Er giebt alle Ansprüche auf Julia auf —"

„Das würde ungerecht gegen Julia gehandelt sein," unterbrach ich sie. „Sie darf sich nicht für mich opfern. Ich glaube, ich werde nie heirathen —"

„Du mußt Dich verheirathen, Martin," — fiel sie mir in die Rede und sprach sehr eindringlich. „Du paßt ganz und gar nicht zu einem Junggesellenleben. Das geht wohl für Dr. Senior, der nie mit Frauen gelebt und nicht an ihre Gesellschaft gewöhnt ist — doch nicht für Dich. Dich würde dies kalte, farblose Leben elend machen. Nein, nein. Von allen Menschen, die ich kenne, paßt Du am allerwenigsten dazu."

„Vielleicht hast Du Recht," gab ich zu, denn ich erinnerte mich, wie sehr ich all' die kleinen Zeichen der Anwesenheit einer Frau in unserer Junggesellenwohnung vermißt hatte.

„Ich bin davon überzeugt," sagte sie. „Wäre unsere voreilige Mittheilung gestern Abend nicht gewesen, dann würdest Du jetzt, wie es ganz natürlich ist, bei Julia Trost suchen. Daher läßt Dir mein Bruder sagen, daß er heute Abend nach Guernsey reist und wir in der Hannover-Straße, in Deiner Nähe bleiben. Wir haben Julia noch nichts von seiner Absicht gesagt. Sie weinte über die traurige Nachricht und nimmt so Theil an Deinem Schmerz. Du weißt, daß mein Bruder Julia noch nicht direct seine Liebe erklärt hat und nun soll Alles vergessen sein, als wäre es nicht gewesen und als hätte unsere Unterredung gestern Abend nicht stattgefunden."

„Aber das geht nicht," weigerte ich mich. „Ich kann nicht erlauben, daß Julia an mir ihre Liebe verschwendet und noch länger wartet. Ich gebe Dir die feierliche Versicherung, daß ich meine Cousine nicht heirathen werde."

„Du liebst sie aber," sagte Johanna.

„Gewiß, als Schwester," antwortete ich.

„Mehr als eine andere Frau auf Erden?“ fragte sie weiter.

„Ja,“ versetzte ich.

„Das ist Alles, was Julia verlangt,“ fuhr sie fort, „daher laß uns jetzt nicht mehr über die Sache reden, Martin. Nur so viel noch: das Project einer Heirath meines Bruders mit Julia ist gänzlich aufgegeben. Widersprich mir nicht. Besuche uns, als wenn die unglückliche Unterredung gestern Abend nicht stattgefunden hätte. Nach und nach wird sich Alles machen.“

„Aber Capitän Carey —,“ begann ich.

„Bitte, kein Wort weiter,“ sagte sie in befehlendem Tone. „Und nun erzähle mir von dem Schurken, dem Richard Foster. Wie entdecktest Du ihn? Ist seine Krankheit gefährlich? Sieht er wie Kate Daltrey aus? — Ich werde sie nie Kate Dobrée nennen. Bitte Martin, erzähle mir Alles, was Du von ihm weißt.“

Sie blieb fast den ganzen Morgen über bei mir, animirte mich zum Sprechen und veranlaßte mich schließlich, sie auf einen Spaziergang in dem Hyde-Park zu begleiten. Obgleich mich ihre Beharrlichkeit ärgerte, that sie mir doch gut. Als die Mittagszeit herannahte, fühlte ich mich verpflichtet,

sie nach ihrer Wohnung in der Hannover-Straße zu bringen, und bei dieser Gelegenheit konnte ich nicht vermeiden, Julia zu sehen. Sie sah sehr betrübt aus und war sehr theilnehmend. Wir wechselten nur einige Worte, aber ich fühlte, daß ihr Herz mir noch immer gehöre.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Ein qualvoller Zweifel.

Beim Mittagessen kündigte mir Jack an, daß er die Absicht habe, Richard Foster einen Besuch zu machen.

„Du bist dem Burschen nicht gewachsen," sagte er. „Du magst wohl Euren schwarzen Schafen auf Guernsey ein Paroli bieten können, aber Du weißt nicht, was für Schurken es hier giebt. Wenn ich ihn besuche, will ich ihm, wie einer Citrone, Alles ausquetschen, was er von Olivia gehört hat. Woher kamen die Documente?"

„Es war kein Ort angegeben," antwortete ich.

„Aber auf dem Couvert muß ein Poststempel sein," erwiderte er. „Ich will mir das Couvert zeigen lassen, in dem sie waren."

„Jack," sagte ich, „glaubst Du, daß er an Olivia's Tod zweifelt?"

„Ich weiß nicht genau," antwortete er. „Siehst Du, er hat wieder geheirathet und wenn sie nicht todt wäre, würde das Bigamie — ein etwas unangenehmes Verbrechen — sein. Aber weißt Du gewiß, daß sie verheirathet sind?"

„Woher kann ich das wissen?" fragte ich verdrießlich, denn Kummer wie Krankheit machen uns Menschen verdrießlich. „Ich habe mir nicht ihren Trauschein zeigen lassen."

„Nun, nun, sei nicht böse. Ich werde hingehen," antwortete er.

Ungeduldig erwartete ich seine Rückkehr. Nachdem Jack diesen Zweifel einmal angeregt hatte, schien es mir unmöglich, daß Olivia — mit ihrer ausgezeichneten Constitution — einer Krankheit erlegen sein solle, zu der gar keine Disposition in ihrem Körper gewesen war. Ueberdies war ihre ursprüngliche Gesundheit durch die frische Seeluft und den zehnmonatlichen Aufenthalt auf Sark noch gekräftigt worden. Doch was sollte ich, angesichts jener — allerdings ohne Ortsangabe geschriebenen — Dokumente und ihres eigenen Briefes an ihren Mann, denken? Dieser letztere war wenigstens echt,

warum sollte ich annehmen, daß die anderen Fälschungen seien? Und wenn das wirklich der Fall war, wer hätte sich dann eines so grausamen, raffinirten Betruges schuldig gemacht und zu welchem Zweck wurde derselbe ausgeführt? Ich fand keine befriedigende Antwort auf diese Fragen. Endlich kam Jack mit vor Erregung leuchtendem Gesicht wieder. Er ergriff meine Hand und drückte sie herzlich.

„Ich glaube, sie ist ebenso wenig todt wie ich," waren seine ersten Worte. „Entsinnst Du Dich, wie ich Dir von einem Krawall in einer Straße am Strande erzählte, bei der ein Kerl, so betrunken wie ein Lord, ein hübsches Mädchen unter der Vorgabe: sie sei seine Frau, verfolgte. Ich kam gerade noch zur Zeit, um sie vor ihm retten zu können. Das Mädchen war so hübsch, daß ich mich selbst in sie hätte verlieben mögen. Besinnst Du Dich?"

„Ja, ja," antworte ich beinah athemlos.

„Nun, Foster ist der Kerl und Olivia das Mädchen!" rief Jack aus.

„Nein!" schrie ich.

„Ja," fuhr Jack mit einem zärtlichen Rippenstoß fort. „Ich kann beschwören, daß er es ist, und

ich wette tausend gegen eins, Olivia war das Mädchen."

„Wann sahst Du sie?" fragte ich.

„Anfang November, bald nachdem er sich wieder verheirathete; das geschah, wie Du weißt, am zweiten October. Ich war gerade bei Ridley's gewesen, um einen armen Menschen zu besuchen, der Assistent bei einem Droguisten ist. Ich sah das Mädchen ganz deutlich. Sie nannte sich Ellen Martineau. Die Briefe über ihren Tod sind gefälscht."

„Aber Olivia's Brief ist keine Fälschung," sagte ich, „ich kenne ihre Handschrift zu genau."

„Gut," bemerkte Jack, „dann giebt es nur eine Erklärung. Sie schickte ihn, damit Foster sie nicht länger verfolgt; sie glaubt sicher zu sein, wenn er sie für todt hält."

„Nein," antwortete ich erregt, „sie würde nie so etwas thun."

„In wessen Interesse sollte es sonst liegen?" fragte er ernst. „Foster kommt dadurch nicht in den Besitz ihres Vermögens, dies Motiv hätte ihn doch nur bestimmen können. Aber er hat keinen Vortheil von ihrem Tode und er ist so von demselben überzeugt, daß er wieder geheirathet hat."

Es war schwer eine andere Erklärung zu finden, doch ich vermochte dieser nicht Glauben zu schenken. Ich war fest überzeugt, daß Olivia eines so schlauen Kunstgriffs nicht fähig war. Wenn sie sich zu einem so grausamen Betrug erniedrigte, täuschte ich mich sehr in ihr. Aber selbst mit Jack Senior konnte ich diese Frage nicht discutiren. Tardif war der Einzige, der genügende Kenntniß von Olivia's Charakter besaß, um über diesen Fall urtheilen zu können. Außerdem war ich lange nicht so fest überzeugt wie Jack, daß sie das Mädchen gewesen, welches er im November gesehen hatte. Doch der Zweifel an ihrem Tode warf einen Hoffnungsstrahl in meine Seele, und das Leben erhielt wieder neuen Reiz für mich.

„Was soll ich thun?" sagte ich laut, indem ich unbewußt meinen Gedanken Ausdruck gab.

„Martin," versetzte er ernst, „ist es nicht am verständigsten, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Was nützt es Dir, wenn Du Oliva findest? Sie ist dann noch eben so von Dir getrennt, als wäre Sie todt. So lange Foster lebt, ist es schlimmer als nutzlos an sie zu denken. Es giebt kein größeres Elend, als sein Herz an eine Frau zu hängen, welche man nicht lieben darf."

„Ich möchte nur wissen, daß sie am Leben ist," antwortete ich. „Versetze Dich in meine Lage, Jack, ich weiß nicht, ob sie lebt oder gestorben ist. Du mußt mir helfen, das herauszufinden. Foster hat den einzigen Werthgegenstand, der in ihrem Besitzthum war, und wenn sie am Leben ist, leidet sie vielleicht Noth. Ich kann mit dieser Sorge auf dem Herzen nicht ruhig leben. Was schadet es, wenn ich ihr helfe. Das Geheimniß würde mir unerträglich sein."

„Du hast Recht, alter Junge," sagte er herzlich; „wir wollen morgen früh zusammen zu Ridley's gehen."

Sobald das Comptoir geöffnet wurde, fanden wir uns dort ein. Es waren noch nicht viele Clienten da und die Commis hatten genügende Muße, uns Auskunft zu ertheilen. Jack wußte das Datum seines letzten Besuches noch ganz genau und so war es nicht schwierig, die betreffenden Notizen zu finden. Der Commis überzeugte sich, daß der Name Ellen Martineau an dem betreffenden Tage eingetragen war.

„Ja," las er, „Ellen Martineau, englische Lehrerin in einer französischen Schule, ungefähr 10

Pfd. Sterl. Antrittsgeld bezahlt. Näheres bei Mrs. Wilkinson, Bellringerstraße 19."

„Bellringerstraße 19," riefen wir Beide in einem Athem.

„Ja, meine Herren, so ist die Adresse," sagte der Commis, das Buch schließend. „Soll ich sie Ihnen aufschreiben? Mrs. Wilkinson hätte uns die Commissionsgebühren bezahlen müssen, denn wie Sie bemerken, wurde kein Gehalt gegeben, sondern noch ein Antrittsgeld bezahlt. Wir sind überzeugt, daß die junge Dame die Stelle angenommen hat, aber Mrs. Wilkinson leugnet es und es ist nicht der Mühe werth, unsere Forderung gerichtlich zu verfolgen."

„Können Sie die junge Dame beschreiben?" fragte ich.

„Eigentlich nicht, es kommen solche Massen junger Damen hierher. Aber sie war hübsch, entschieden hübsch, das weiß ich. Wir haben zu viel zu thun, um jeden Einzelnen im Gedächtniß zu behalten, aber ich würde sie wiedererkennen, wenn sie hier wäre. Ich glaube, sie wäre wiedergekommen, wenn sie die Stelle nicht bekommen hätte."

„Wissen Sie, wo die Schule ist?" fragte ich.

„Nein, das war Mrs. Wilkinson's Sache," sagte

er. „Wir hatten nichts zu thun, als ihr die Damen zu schicken, welche die Stelle für annehmbar hielten. Weiter nichts.“

Da wir nicht weitere Auskunft erlangen konnten, gingen wir fort und schritten berathschlagend die stille Straße auf und ab. Daß wir unsere Erkundigungen in der Bellringerstraße mit vieler Vorsicht und größtmöglicher Schlauheit anstellen mußten, das war klar. Wer war diese unbekannte Mrs. Wilkinson? War es möglich, daß sie sich als Mrs. Foster entpuppte? Jedenfalls war es für uns nicht rathsam, dort nach Miß Ellen Martineau zu fragen. Wir kamen endlich zu dem Entschluß, Johanna mit dieser diplomatischen Mission zu betrauen. Es war nicht vorauszusetzen, daß Mrs. Foster sie von Ansehen kenne, trotz ihres kürzlichen Aufenthalts in Sark, und es würde weniger auffallen, wenn eine Dame nach Olivia fragte. Wir gingen sogleich nach der Hannoverstraße und fanden Johanna wie Julia, mit einer Stickerei beschäftigt, in ihrem Wohnzimmer sitzen.

Julia empfing uns mit einiger Verlegenheit; doch bald besiegte sie dieselbe so weit, mir mit herzlichem Druck die Hand zu reichen und mir zuzuflüstern: Johanna habe ihr Alles gesagt. Unglück-

licherweise wußte Johanna nichts von der Entdeckung, die wir gestern Abend gemacht hatten. Ich hielt Julia's Hand fest und sah sie unverwandt an:

„Meine liebe Julia, wir bringen eine seltsame Nachricht. Wir haben Grund zu der Annahme, daß Olivia nicht todt ist und daß irgend eine Intrigue gesponnen ist, deren Fäden wir noch nicht in der Hand haben."

Julia's Gesicht wurde purpurroth; aber ich gab ihre Hand nicht frei. Ich hielt sie im Gegentheil noch fester, und da ich Jack eifrig mit Johanna sprechen hörte, fuhr ich in leiserem Tone fort:

„Meine liebe Julia, Du bist mir eine so treue, aufrichtige, großmüthige Freundin gewesen, wie es keine zweite auf der Welt giebt. Aber um Deiner selbst willen darf die Sache nicht so fortgehen. Du glaubst, mich zu lieben, weil Jeder in Deiner Umgebung es wünscht; aber Du sollst Dein Leben nicht so für mich opfern. Sprich zu mir wie zu einem Bruder. Glaubst Du mit Capitän Carey glücklich werden zu können?"

„Arthur ist so gut und liebt mich so innig," murmelte sie.

Ich hatte sie ihn noch nie ‚Arthur' nennen hören. Die älteren Mitglieder unseres Guernseyer Kreises

nannten ihn bei seinem Taufnamen, aber für uns junge Leute war er immer Capitän Carey gewesen. Diese vertrauliche Bezeichnung war beredter als viele Worte hätten sein können; sie hatte sich daran gewöhnt, ihn so zu nennen.

„Julia, dann würde es eine große Thorheit sein, Dein ganzes Leben einem falschen Begriff von Treue zum Opfer zu bringen. Ich kann solch ein Opfer nicht annehmen. Denke nicht mehr an mich oder mein Glück."

„Aber meine arme Tante wünschte so sehr, daß Du eine Heimath hättest," sagte sie schluchzend, „und ich liebe Dich aufrichtig. Nun wirst Du gar nicht heirathen! Ich weiß es, Du wirst es nicht, wenn Du weder Olivia noch mich zur Frau bekommst."

„Das ist sehr wahrscheinlich," antwortete ich und versuchte sie durch einen Scherz zu beruhigen, „ich werde statt dessen zwei verheirathete Frauen lieben. Wie schrecklich man das in Guernsey finden wird! Aber ich fürchte mich nicht, Capitän Carey wird mir sein Haus wohl nicht verbieten."

„Wie wenig ahnten wir damals," — sagte Julia; ich wußte, woran sie dachte, an die Zeit, in der sie, meine Mutter und ich das Haus einrich-

teten, welches jetzt Capitän Carey's Heimath werden sollte.

„Es ist also Alles abgemacht und ich werde ihm heute Abend schreiben und ihn bitten zurückzukommen, d. h. wenn er wirklich abgereist ist.“

„Ja,“ erwiderte sie, „er wollte nicht einen Tag länger bleiben.“

Ihr Gesicht war während unseres Gesprächs ruhiger geworden. Ein kaum bemerkbares Lächeln umspielte ihre Lippen, als wäre sie froh, daß die Ungewißheit zu Ende sei. Der Gedanke, ein Anderer nimmt jetzt den Platz in ihrem Herzen ein, den Du einst ausschließlich besessen, drückte mir einen Stachel in die Seele; aber es war ein unwürdiges Gefühl. Ich suchte es zu vergessen, indem ich alle meine Kräfte auf die eine Aufgabe, Olivia zu finden, concentrirte.

„Wir haben einen prachtvollen Plan ausgedacht,“ sagte Jack. „Miß Carey wird in Simmons Wagen nach der Bellringer Straße fahren und ich zu derselben Zeit Foster einen Besuch machen, damit ich nämlich zur Hand bin, falls sie Schutz braucht, weißt Du. Ich werde so lange oben bei Foster bleiben, bis ich den Wagen wegfahren höre und an der Ecke der Dawson-Straße will Miß Carey

auf mich warten. Wir kommen dann direct hierher und erzählen Dir Alles. Auch Miß Dobrée wird es interessiren."

„Kann ich Johanna begleiten?" fragte sie.

„Nein," sagte ich schnell. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Mrs. Foster Dich von Ansehen kennt; daß sie Johanna kennt ist nicht anzunehmen. Ich glaube, Mrs. Wilkinson entpuppt sich am Ende noch als Mrs. Foster. Aber warum sie Olivia in eine französische Schule schicken, oder für todt ausgeben, weiß ich nicht."

Niemand konnte sich das erklären. Aber da es schon spät war und Jack und ich noch viel zu thun hatten, mußten wir jetzt die Berathung abbrechen und, so sehr auch unsere Gedanken auf anderem Gebiet weilten, unsere Patienten besuchen, die Jeder für sich den Anspruch machten, daß man sich für seinen Fall interessire und für seine Leiden die größte Theilnahme empfände.

Als wir uns beim zweiten Frühstück wieder zusammenfanden, wurde unser Plan etwas geändert. Ein Brief von Foster erwartete mich, in dem er mich bat, in Zukunft selbst zu kommen und nicht Dr. Senior zu schicken, da er mir eine größere Kenntniß seiner Krankheit zutraue.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Martin Dobrée's Gelübde.

Ich folgte Johanna's Wagen bis zur Bellringer-Straße, sah sie aussteigen und in das Haus gehen. Die Thür hatte sich kaum hinter ihr geschlossen, als ich klingelte und das schlumpfige Dienstmädchen fragte, ob Mr. Foster zu sprechen sei. Sie bat mich in das Wohnzimmer des zweiten Stocks zu gehen; ich that es in der Ueberzeugung, Mrs. Foster entweder dort nicht zu finden oder Johanna bei ihr zu sehen; in dem letzteren Fall durften wir von unserem Einverständniß nichts merken lassen.

Das Wohnzimmer sah am Tage noch ärmlicher und schäbiger als am Abend aus. Nichts von Comfort darin. Die Gardinen hingen in Fetzen vor

einem verräucherten Fenster. In dem einzigen Lehnstuhl saß Richard Foster und sah eben so schäbig und verbraucht wie das Zimmer aus. Der Kragen und die Manschetten seines Hemdes waren gelb und zerknittert, sein Haar hing lang und glatt an seinem Kopf herunter und seine Gesichtsfarbe war grau und ungesund. Der Diamantring an seinem Finger paßte durchaus nicht zu dem abgetragenen Rock, der bis zum Kinn zugeknöpft war, vermuthlich um den Mangel einer Weste zu verbergen. Er sah vom Kopf bis zum Fuß wie ein heruntergekommener Mensch aus, dennoch zeigten einige Spuren von dem früheren feinen Herrn. Und das war Olivia's Gatte!

Zu meiner großen Ueberraschung bemerkte ich, wie Mrs. Foster ruhig an einem Tisch beim Fenster saß und mit einer, wahrscheinlich jämmerlich bezahlten Schreiberei beschäftigt war. Sie mußte schon bedeutende Uebung haben, denn ihre Feder flog über das Blatt und die Schriftzüge waren fest und regelmäßig. Ein zweiter leerer Stuhl ihr gegenüber bewies mir, daß Foster bei derselben Arbeit gewesen, ehe er einen Tritt auf der Treppe hörte. Er sah sehr ermüdet aus und ich konnte nicht umhin, ihn

zu bemitleiden. Ich hatte nicht geahnt, daß sie so heruntergekommen wären.

„Ich erwartete Sie nicht vor heute Abend," sagte er mürrisch, „man muß doch vorher wissen, wann ein Arzt kommt."

„Ich konnte nur jetzt kommen," sagte ich ohne weitere Entschuldigung. Der Mann reizte mich mehr als irgend Jemand, mit dem ich zu thun hatte. Es war etwas so Verbittertes und Mürrisches in jeder seiner Bemerkungen und in seinem ganzen Gesichtsausdruck.

„Schicken Sie mir nicht wieder den anderen Doctor," sagte er; „er versteht nichts."

Er sprach es wie ein Millionär vielleicht mit einem Provinzialarzt zu reden pflegt. Ich mußte lächeln, indem ich an Jack's Entrüstung und Zorn dachte.

„Wahrscheinlich werden weder er noch ich Sie wieder besuchen. Doctor Lowry kommt morgen zurück und übernimmt dann wieder Ihre Behandlung."

„Nein," rief er mit leidenschaftlichem Flehen — „nein, Martin Dobrée, wenn irgend Jemand in London mich gesund machen kann, so sind Sie es — Sie sagten es selbst. Ich will mich nicht von

Anderen kuriren lassen. Ich verlange, daß Sie ihr Versprechen erfüllen. Wenn es wahr ist, was Sie sagten, dann können Sie mich eben so wenig der Behandlung eines anderen Arztes überlassen, als Sie einen Ertrinkenden sehen dürfen, ohne Alles, was in Ihrer Macht steht, zu thun, um ihn zu retten. Ich will nicht mehr von Dr. Lowry behandelt werden."

„Aber die Sache wird ja dadurch eine ganz andere, daß Sie schon vorher sein Patient waren und ich durchaus nicht berechtigt bin, an seiner Geschicklichkeit zu zweifeln. Warum fühlen Sie sich bei mir sicherer, als bei ihm?"

„Nun, wenn Olivia noch lebte, würde ich Ihnen kaum haben trauen können, nicht wahr?" fragte er höhnisch. „Aber so nützt Ihnen mein Tod nichts und ich habe Vertrauen zu Ihnen, Ihrer Kunst, Ihrer Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit — so weit man es überhaupt in der Welt haben kann — und ich übergebe mich unbedingt Ihrer Fürsorge. Geben Sie mir die Hand darauf, Martin Dobrée."

Trotz meines Widerwillens mußte ich meine Hand in die seine legen. Seine Augen sahen mich mit dem fascinirenden Blick einer Schlange an. Ich fühlte instinctmäßig, daß er jede Blöße, die ich

mir gab, erkennen und ausnützen würde. Doch er interessirte mich und es war etwas nicht so ganz Zurückstoßendes in seinem Wesen.

Vor allen Dingen hielt ich es für meine Pflicht, seinen Charakter zu studiren für den Fall, daß Olivia noch lebte und es ihr nützlich sein könnte. Vielleicht waren meine Ehrenhaftigkeit und Aufrichtigkeit — wie es ja manchmal geschieht — seiner intriguanten Schlauheit gewachsen.

„Da," sagte er triumphirend. „Martin Dobrée gelobt mich zu kuriren. Carry, Du bist Zeuge. Wenn ich sterbe, ist er so gewiß mein Mörder, als wenn er mich mit einem Stilet erdolcht hätte."

„Unsinn," antwortete ich, „ich habe nicht die Macht zu heilen und zu verderben. Ich verpflichte mich nur, alle mir bekannten Mittel zu Ihrer Wiederherstellung anzuwenden."

„Das ist ungefähr dasselbe," versetzte er, „denn, merken Sie auf, ich werde der vorsichtigste Patient von der Welt sein. Selbst wenn Olivia noch lebte, bliebe Ihnen keine Hoffnung."

Warum berührte er wieder dies Thema? Ließ ihn nur das Vergnügen, Jemand zu quälen, diese Worte aussprechen? Oder wollte er mich nur noch mehr von ihrem Tode überzeugen?

„Haben Sie Olivia's Bevollmächtigten in Australien die Todesnachricht mitgetheilt?“ fragte ich.

„Nein, wozu?“ sagte er; „es würde ja nichts nützen. Warum soll ich mir die Mühe machen?“

„Ihrer Stiefschwester auch nicht?“ fragte ich weiter.

„Mrs. Dobrée? Nein, ihr ist es ganz egal. Sie hält sich jetzt von mir fern, die Närrin! Sie stehen sich auch nicht besonders mit ihr, nicht wahr?“

Ich hätte meinen Besuch gern abgekürzt, aber die Droschke stand vor der Thür und ich konnte nicht fortgehen, bevor ich sie wegfahren hörte. Mrs. Foster sah von Zeit zu Zeit durch das Fenster, augenscheinlich neugierig, auf wen der Wagen warte. Würde sie Johanna erkennen? Sie war einige Wochen in Guernsey gewesen und Johanna immerhin eine stattliche, Fremden auffallende Erscheinung. Ich mußte sie von ihrem Beobachtungsposten wegbringen.

„Mrs. Foster,“ sagte ich und ihre Augen funkelten, als ich sie so nannte. „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir noch einmal die Papiere zeigten, welche ich vorgestern sah.“

Sie blieb einige Augenblicke fort und ich hörte den Wagen wegfahren, bevor sie zurückkehrte. Mein Zweck war erreicht. Als die Papiere in meiner Hand waren, warf ich nur einen Blick auf sie.

„Haben Sie irgend eine Idee, woher sie kamen?“ fragte ich.

„Auf dem Couvert ist der Londoner Poststempel,“ antwortete Foster. „Carey zeige es ihm. Weiter weiß ich nichts.“

Ich verglich die Handschrift auf dem Couvert mit der des Briefes und fand, daß es dieselbe war.

„Nun, Adieu. Ich kann Ihnen nicht oft einen so langen Besuch machen, wie heute.“

Ich eilte schnell an die Ecke der Dawson-Straße, wo Johanna mich erwartete. Als ich mich neben sie in die Droschke setzte, bemerkte ich, daß sie sehr zufrieden aussah.

„Martin,“ sagte sie, „Du brauchst nicht mehr in Sorge zu sein. Olivia ist als englische Lehrerin in einer Schule in Frankreich engagirt, die ganz im englischen Styl und mit englischem Comfort eingerichtet ist. Hier ist der Prospect der Anstalt. Da steht es: Großartige Garten-Anlagen und aller Comfort einer eigenen Häuslichkeit, keine Ausgaben sind gescheut worden, das Etablissement zu einem

der bedeutendsten seiner Art zu machen. Hier ist auch eine photographische Abbildung des Orts — wie Du siehst, eine reizende Villa, im besten französischen Geschmack. Der Mann der Vorsteherin ist Advokat, in allen Fächern unterrichten Professoren — Kosmographie und Pädagogik und andere gelehrte Sachen, wovon ich nicht einmal hörte, als ich ein Mädchen war. Olivia soll zwölf Monate dort bleiben und hat freien Unterricht von allen Professoren des Etablissements. Du weißt sie also jetzt gut aufgehoben."

„Aber wo ist der Ort?" forschte ich.

„O, in der Normandie, er heißt Noireau," sagte sie, „ganz abgelegen von der gewöhnlichen Touristenstraße und der Eisenbahn. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß Jemand sie dort findet, und überdies hat sie ja auch ihren Namen gewechselt."

„Entdecktest Du, daß Olivia und Ellen Martineau dieselbe Person sind?" fragte ich.

Ihr zufriedenes Gesicht wurde ernstlich und bestürzt.

„Nein, das nicht," antwortete sie, „ich dachte, Du wüßtest das genau."

Ich wußte es nicht genau, auch Jack nicht. So sehr er sich auch bemühte, uns eine zufrieden-

stellende Beschreibung von Ellen Martineau zu geben — seine Antworten auf meine eifrigen Fragen machten uns nur noch verwirrter. Er konnte sich weder auf die Farbe ihres Haares und ihrer Augen, noch auf ihre Größe besinnen.

Der überzeugendste Beweis non Olivia's Identität mit Ellen Martineau war die Forderung, die der betrunkene Foster an Miß Martineau gerichtet hatte, gerade einen Monat, nachdem er die Beweise von dem Tode seiner ersten Frau erhalten. Was sollte ich glauben?

Es war zu gefährlich, neue Erkundigungen in der Bellringerstraße Nr. 19. einzuziehen. Mrs. Wilkinson wa rdie Wirthin des Hauses und sie hatte Julia erzählt, daß Madame Perrier bei ihrem Aufenthalt in London bei ihr in Pension gewesen sei. Wenn ihre Neugierde erregt wurde, sprach sie vielleicht zu ihren anderen Miethern über die Erkundigungen, die man bei ihr eingezogen hatte und dann verrieth mein Wunsch, Olivia's Geheimniß zu lüften, zum zweiten Male Foster und seiner Frau ihren Aufenthaltsort.

„Ich muß mich überzeugen, daß sie sicher ist," sagte ich. „Jack, versetze Dich in meine Lage

Ich kann nicht ruhig sein, bis ich mehr von Olivia weiß."

„Ich versetze mich in Deine Lage," antwortete er. „Was sagst Du dazu, eine Spritzfahrt nach der Normandie zu machen und selbst nachzusehen, ob Miß Ellen Martineau Deine Olivia ist?"

„Wie ist das möglich?" versuchte ich den Vorschlag abzuweisen. Wir hatten gerade sehr viel zu thun. Es war die Höhe der Saison und unsere aristokratischen Patienten befanden sich in der Stadt. Bei dem Ostwind grassirten wie gewöhnlich Bronchitis und Diphtheritis. Jack allein konnte die Last nicht tragen. Wenn es zwei Monate eher gewesen wäre, würde ich mit ruhigem Gewissen haben reisen können.

„Mein Alter wird sehr vergnügt sein, wenn er auf eine Woche herkommen kann," versetzte Jack; „er langweilt sich in Fulham zu Tode. Thu' mir die Liebe und reise, alter Junge. Ich kann Dich doch nicht brauchen, so lange Du den Muth so hängen läßt. Ich werde froh sein, Dich loszuwerden."

Und er schüttelte mir mit so herzlichem Druck die Hand, als hätte er mir die größte Schmeichelei gesagt.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Noireau.

So kam es, daß ich zwei Tage später den Kanal auf dem Wege nach Havre passirte und am Nachmittag darauf um 5 Uhr in Falaise war — der letzten Eisenbahnstation meiner Reise. Dort erwartete ein Beförderungsmittel, la petite vitesse genannt, die Touristen, welche kühn genug waren, die Gegend jenseits Falaise erforschen zu wollen. In dem Wagen war Platz für sechs Passagiere, aber es wurde dort so schlechter Tabak geraucht und außerdem roch es so dumpfig, daß ich den Sitz bei dem Kutscher entschieden vorzog; welcher — ein dickbackiger, rothaussehender Normanne in blauer Blouse — seine lange Peitsche fast mit der Geschicklichkeit eines Pariser Omnibuskutschers knallte.

Wir waren in einem Nu gute Freunde, denn mein Patois war beinah identisch mit dem seinen, und er wollte seinen Ohren nicht trauen, als ich ihm sagte, daß er mit einem Engländer spreche.

Wenn der Name la petite vitesse außerordentliche Langsamkeit bedeutete, so verdiente ihn unser Fuhrwerk in bewundernswerther Weise. Wir kamen nie über einen langsamen Trab hinaus und so wie sich etwas einem Hügel ähnliches in der Ferne zeigte, schlichen und krochen wir. Auf diese Weise erschien die Entfernung, welche wir zu durchmessen hatten, unendlich groß und das schläfrige Klingeln der Glöckchen an den Pferden, welches uns immer daran erinnerte, daß wir uns vorwärts bewegten, erhöhte die Täuschung. Doch die frische, herrliche Luft, welche rein von Rauch über die weiten Flächen der Wiesen und Felder wehte, hob meine Lebensgeister und gab mir ein Gefühl von Wohlsein und Behagen, wie ich es seit jenem wunderschönen Morgen, an dem ich über den Canal fuhr, um Olivia zu meinem Weibe zu begehren, nicht empfunden hatte.

Die Sonne ging am fernen Horizont unter; die Bäume zeichneten sich deutlich in der Luft ab, denn die Atmosphäre war so durchsichtig, wie Crystall

und bei dem Licht der Sterne, welche nach und nach am Himmel zu flimmern begannen, warfen die langen Reihen der Pappeln einen scharfen Schatten auf unseren Weg. Wenn ich Olivia am Ende dieses sternenhellen Pfades fand, würde mein Glück vollkommen sein. Doch wenn ich sie fand, was nützte es mir? Ich sah sie vielleicht in dem ungemüthlichen Salon einer Schule, umgeben von neugierigen, spionirenden Französinnen. Ich konnte mich einfach nur überzeugen, daß sie noch am Leben war. Weiter nichts. Ich durfte ihr nicht sagen, wie ich sie liebte, oder sie fragen, ob sie in ihrer Einsamkeit oder Freundlosigkeit manchmal an mich dächte. Jetzt wünschte ich, daß ich Johanna mitgenommen hätte, sie würde Olivia in ihre Arme genommen, sie geküßt, sie getröstet haben. Warum dachte ich nur nicht eher daran?

Als wir uns dem Endpunkt unserer, mit dem hochtrabenden Namen „Fahrt" bezeichneten Reise näherten, begann ich den Kutscher zu sondiren und forschte ihn vorsichtig über das Ziel meiner Excursion in diesen unbekannten Gegenden aus. Ich war schon früher einige Male durch die Normandie und Bretagne gereist, aber hatte nie Veranlassung

gehabt, Noireau — einen den Lancashire'r Fabrikstädten ähnlichen Ort — zu besuchen.

„Es giebt wohl nicht viele Engländer in Noireau?" fragte ich.

„Keinen einzigen," erwiderte er, — „jetzt keinen einzigen. Vor einiger Zeit war eine kleine englische Mam'zelle da — Peste! — eine hübsche, kleine Engländerin, die gerade wie Sie, M'sieur, reiste. Sie hatte ein kleines Kind bei sich und die Beiden waren ganz allein. Sie haben viel Courage, die englischen Mam'zelles. Sie verstand nicht ein Wort Französisch. War das nicht komisch, M'sieur. Eine Französin würde nie so reisen."

Das Kind machte mich stutzig. Dennoch mußte diese Engländerin, die allein und der französischen Sprache nicht mächtig, reiste, meine Olivia sein. Jedenfalls war sie Miß Ellen Martineau.

„Wohin ging sie?" fragte ich.

„Sie ging nach Noireau, als Lehrerin an eine dortige Schule," antwortete der Kutscher sehr aufgeräumt, „an ein Etablissement, welches die Frau von Monsieur Emile Perrier, dem Advokaten, gegründet hat! Ha! Ha! Ha! mon Dieu! Wie komisch das ist, M'sieur! Ein Advokat! Das glaubten

sie in England. Bah! Emile Perrier ein Advokat — mon Dieu!“

„Aber was ist darüber zu lachen?“ fragte ich, während sein Gelächter durch die ruhige Nacht schallte.

„Bin ich ein Advokat?“ fragte er höhnisch, „bin ich ein Eigenthümer, bin ich ein Curé? Pardon, M'sieur, aber Emile Perrier ist eben so wenig ein Advokat, ein Eigenthümer oder ein Curé, wie ich. Er ist ein Betrüger. Er machte bankerott und er und seine Frau kniffen aus und das Etablissement ist jetzt aufgelöst. Es war eine Seifenblase und sie platzte comme ça.“

Er machte eine Handbewegung, die anzeigen sollte, wie leichte Waare Monsieur Perrier's Seifenblase gewesen sei.

„Gott im Himmel!“ rief ich. „Und was ist aus Oli — was ist aus der jungen Engländerin und dem Kinde geworden?“

„Ah, M'sieur!“ sagte er, „das weiß ich nicht. Ich wohne nicht in Noireau, sondern fahre nur immer von Falaise in la petite vitesse dahin. Auf dem Rückwege hat sie meinen Omnibus nicht benutzt, weiter weiß ich nichts. Doch sie konnte auch nach Granville und nach Caën gehen. Es giebt

noch mehr Omnibusse. Sie werden es unten schon erfahren."

Drei oder vier Meilen vor uns lag eine ganz gerade Straße, an deren Ende im Grunde des Thales, in das wir jetzt mit großer Vorsicht hineinfuhren, verschiedene Lichter schimmerten. Das war Noireau. Aber mein Frohsinn hatte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht. Ich entlockte dem Normannen noch Alles, was er über den bankerotten Advokaten wußte; es war nicht viel und das Wenige trug nur dazu bei, meine Sorge zu erhöhen.

Gegen elf Uhr kamen wir erst in der Stadt an, aber ich erfuhr noch einige Einzelheiten von der ältlichen Frau, welche sich im Omnibuscomptoir befand. Sie erinnerte sich des Namens Miß Ellen Martineau und des Tages, an welchem die Engländerin angekommen, und beschrieb sie mit weiblicher Ausführlichkeit und Genauigkeit. Wenn sie sie nicht Olivia war, dann mußte es ihre Doppelgängerin gewesen sein. Aber wer war das Kind — ein Mädchen von neun oder zehn Jahren — welches sie begleitete? Es wurde zu spät, um noch weitere Auskunft erlangen zu können. Die Wirthin des Hôtels bestätigte Alles, was ich gehört und fügte noch einige Details hinzu. Monsieur Perrier

und seine Frau hätten durch ihre betrügerischen Angaben viele englische Familien getäuscht und so Dutzende englischer Zöglinge bekommen, die jetzt — seit die Schule vor einem Monat aufgelöst worden — über das ganze Land, Gott weiß wohin, zerstreut waren. So meine Wirthin.

Am anderen Morgen machte ich mich früh auf den Weg, um die Rue de Grâce aufzusuchen, in der nach der photographischen Abbildung das Etablissement gelegen haben mußte. Die Stadt hatte das Aussehen einer englischen Provinzialstadt des vorigen Jahrhunderts. Die Straßen waren so schmutzig wie der gänzliche Mangel an Abzugsröhren und Gassenkehrern sie machen konnten und die erträglichste Passage war, dem Rinnstein entlang zu gehen. Das schmutzige Wasser wurde an den Häusern durch Röhren heruntergeleitet und an jedem Stockwerk, beinahe jedem Fenster befand sich eine Cisterne voll von demselben. Der ganze Ort machte einen unreinlichen, oft indecenten Eindruck, besonders für den verwöhnten Geschmack eines Engländers und der Gedanke, daß hier eine Schule für junge Damen aus England sein sollte, war einfach lächerlich.

Ich fand mit Leichtigkeit die Häuser, welche die Photographie veranschaulichte. Eines derselben lag

an der Straße, das andere inmitten eines sehr hübschen Gartens. Ein Franzose ging auf dem breiten Kiesweg, welcher beide verband, auf und ab, rauchte eine Cigarre und betrachtete mit großem Eifer die Weinstöcke, welche an der Mauer wuchsen. Zwei Kinder mit weißen Kappen und langen Röckchen spielten umher. Als er mich sah, nahm er die Cigarre mit zwei Fingern der einen Hand aus dem Munde und lüftete mit der andern seinen Hut. Ich erwiderte die Begrüßung mit ebenso ausgesuchter Höflichkeit.

„Monsieur sind ein Engländer?" sagte er in fragendem Ton.

„Von den Canalinseln," erwiderte ich.

„Ah, dann gehören Sie zu uns," sagte er, „Sie sind hochgebildet, halb Engländer, halb Franzose, eine unvergleichliche Race. Auch in meinen Adern fließt englisches Blut."

Ich machte Monsieur mein Compliment über das glänzende Resultat, welches das gemischte Blut bei ihm hervorgebracht und ging dann zu meinem Geschäfte über.

„Ah," sagte er, „ja, ja, ja; Perrier war ein Betrüger. Diese Häuser gehören mir, Monsieur. Ich wohne dort im Vorderhause, meine Tochter und

mein Schwiegersohn in dem andern. Es machte uns Vergnügen, unsere Besitzung photographiren zu lassen und Perrier muß das Bild von dem Artisten gekauft haben. Ohne Zweifel. Ein kleines Häuschen hinter dieser Besitzung gehört mir auch; da ist es, voilà Monsieur! Perrier hatte es mir für zweihundert Francs jährlich abgemiethet. Ich erlaubte ihm hier an der Mauer entlang und durch eine Wagenremise nach einer Passage zu gehen, welche in die Straße führt, in der Madame's Schule lag. Gestatten Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen."

Er führte mich durch einen schmutzigen Gang in eine gemein aussehende Hinterstraße. Ein kleines elendes Haus stand dort, es war verschlossen und zerbrochene Persiennes bedeckten seine Fenster. Mir wurde das Herz schwer, wenn ich daran dachte, daß Olivia hier in dieser unreinlichen, ärmlichen, miserabelen Behausung gelebt habe.

„Haben Sie hier einmal eine junge Engländerin gesehen?" fragte ich, „sie kam ungefähr Anfang November nach Noireau."

„Ja, gewiß, Monsieur," erwiderte er, „eine charmante junge Dame. Man hätte blind sein müssen, um sie nicht zu sehen. Solch' ein süßes,

graziöses Gesicht, solch' goldenes Haar mit einem Anflug von Braun. Ja, ja! Die Damen haben sie vielleicht nicht bewundert, mais nous autres —."

Er lachte und schüttelte sich in einer sehr unangenehmen Art und Weise.

„Wie groß war sie, Monsieur?" fragte ich.

„Gerade recht," antwortete er, „nicht so groß, wie ein Kameel und nicht so klein wie ein Affe. Sie würde Ihnen beinahe an die Schulter reichen, Monsieur."

Es konnte Niemand, als meine Olivia sein. Sie hatte noch vor einem Monat hier an diesem elenden Orte gelebt; aber wo war sie jetzt? Wo sollte ich ihre Spur suchen?

„Ich will mich bei meiner Tochter erkundigen," sagte der Franzose. „Als das Etablissement aufgelöst wurde, war ich krank, hatte das Fieber, Monsieur. Aber sie wird es wissen; ich werde sie fragen."

Er kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß die englische Demoiselle in dem Hause einer Milchverkäuferin, Mademoiselle Rosalie mit Namen, gesehen worden sei, und bot mir an, mich dorthin zu begleiten.

Wir kamen in ein ärmliches Haus, das nur aus einem Gemache bestand und in derselben Straße wie die Schule lag; aber wir fanden Niemanden dort außer einer alten, sehr tauben Frau, welche uns, nachdem wir ihr mit großer Schwierigkeit unseren Wunsch verständlich gemacht hatten, erzählte, daß Mademoiselle Rosalie fort sei, um eine kranke Verwandte zu pflegen. Da sie keine eigenen Kühe besaß, hatten die alte Frau und ihre Tochter das kleine Geschäft leicht übernehmen können. Ob die Messieurs für ihre Familien Milch brauchten? Nein. Nun, dann könnte sie mir nichts weiter von Madame Rosalie mittheilen und von einer Engländerin und einem kleinen Mädchen wisse sie gar nichts.

Ich war ganz entmuthigt, aber mein neuer Freund zeigte sich sanguinischer. Es wäre unmöglich, so behauptete er, daß die Engländerin und das Kind die Stadt unbemerkt verlassen hätten. Er ging mit mir zu allen Omnibus-Bureaux, und dort stellten wir die eifrigsten Nachforschungen über die Passagiere an, welche Noireau im vergangenen Monat verlassen hatten.

Aber Olivia und das Kind waren nicht darunter, der Name Miß Ellen Martineau war nicht

in den Büchern eingetragen. In jedem Büreau rieth man mir, die Rückkunft der Kutscher am Abend zu erwarten; ich mußte also vorläufig meine Nachforschungen einstellen.

Fünfzigstes Kapitel.

Noch ein Verfolger.

Ich wunderte mich nicht mehr, daß das Fieber hier herrschte; als ich die Unmassen von Unrath und Koth in den Straßen sah. Die abschreckendsten alten Frauen, die ich je erblickt, mit trüben Augen und rothen Lidern und über und über runzeligem Gesicht begegneten mir bei meinem Gang durch die Stadt. Weißmützige verhungert aussehende Weiber guckten aus allen Fenstern. Nirgends war ein Kind zu sehen. Der ganze ungesunde und undrainirte District führt den Namen „Fabrik kleiner Engel," so viele Kinder sterben dort. Und hier hatte Olivia einen harten und strengen Winter verlebt!

Es sollte am nächsten Tage ein großer Vieh-

markt sein; daher schon heute das Leben und Treiben auf den Straßen. Die Gasthöfe waren überfüllt. Als ich am Fenster eines Café's saß und die malerischen Gruppen draußen beobachtete, hörte ich einen heftigen Wortwechsel vor der Thür meines Hôtels.

„Grands Dieux," rief die mir bekannte Stimme meiner Wirthin, die wie das Gackern einer Henne klang, „grands Dieux nicht ein Sterbensmensch aus Ville-en-bois kann hier bleiben. Das Fieber ist ja bei Euch wie 'ne Pest. Nein, nein, M'sieur, das ist unmöglich, gehen Sie nur mit Ihrem Wagen fort. In dem Lion d'or ist genug Platz. Aber die Gensd'armes sollten Sie nicht in die Stadt lassen. Wir haben hier schon genug Fieber."

„Aber meine Farm ist eine Meile von Ville-en-bois entfernt," hörte ich die langsame, rauhe Stimme eines Bauern antworten.

„Ich sage es Ihnen: es geht nicht. Ich habe hier einen sehr reichen Engländer, einen Milor und er giebt es nicht zu, daß irgend Jemand aus Ville-en-bois in's Haus kommt. Fahren Sie nur nach dem Lion d'or, mein guter Mann, da sind keine Engländer. Die fürchten sich vor'm Fieber, wie vor'm leibhaftigen Teufel!"

Ich mußte über die schlauen Entschuldigungen der Wirthin lachen. Die Unterhaltung wurde jetzt leiser geführt und ich konnte nichts mehr davon verstehen.

Spät am Abend ging ich aus, um die Omnibuskutscher zu befragen, doch vergebens. Sie mochten zu beschäftigt sein oder das Leben und Treiben draußen ihre Aufmerksamkeit zu sehr fesseln, kurz sie erklärten Alle nichts von einer Engländerin zu wissen. Als ich sehr niedergeschlagen in meinen Gasthof zurückkehrte, hörte ich, wie eine klagende und augenscheinlich einer Engländerin angehörende Stimme in gebrochenem Französisch jammerte. Der Falaiser Omnibus war gerade gekommen und eine Dame stand unter den Lampen des Einganges vor meiner Wirthin, welche ihr mit großer Zungenfertigkeit versicherte, daß kein Zimmer mehr frei sei. Ich eilte meiner Landsmännin zu Hülfe und das Licht, welches hell auf ihr Gesicht schien, zeigte mir, wer sie war.

„Mrs. Foster!" schrie ich in meiner Ueberraschung auf. Sie sah aus, als werde sie vor Ermüdung und Schreck in Ohnmacht sinken und legte die Hand schwer auf meinen Arm, um sich zu stützen und nicht zu Boden zu fallen.

„Haben Sie sie gefunden?“ rief ich unwillkürlich aus.

„Keine Spur,“ antwortete sie.

Mrs. Foster brach in ein hysterisches Lachen aus und bald darauf in ein heftiges Schluchzen. Es kostete mir nicht viele Mühe die Wirthin zu überreden, ihr in dem Hause irgend ein Unterkommen zu verschaffen und dann ging ich auf mein Zimmer, rauchte eine Cigarre und dachte über das sonderbare Zusammentreffen nach, welches das letzte Ereigniß des Tages gewesen. Es erforderte nicht viel Scharfsinn, zu dem Schluß zu kommen, daß die Fosters ihre Nachrichten über Miß Ellen Martineau aus derselben Quelle, wie wir — von Mrs. Wilkinson hatten, ebenso daß Mrs. Foster keine Zeit verloren, der Spur zu folgen, denn ich war ihr nur vierundzwanzig Stunden voraus. Sie sah sehr erstaunt und erschrocken aus, als sie mich sah; hatte also keine Ahnung, daß ich dieselbe Spur verfolge. Aber nichts konnte mich besser, als diese Reise, überzeugen, daß weder sie noch Foster wirklich an Olivia's Tod glaubten. Das war so klar, wie der Tag. Doch wie sollte ich mir dann die Documente und besonders Olivia's Brief erklären? War es möglich, daß Letztere sie hatte schreiben und

an ihren Mann schicken lassen? Nein ich konnte es nicht annehmen, sonst hätte ich mich bitter in Olivia getäuscht.

Schon früh am nächsten Morgen sah ich Mrs. Foster, ungefähr wie wenn sich zwei Parlamentäre auf neutralem Boden treffen. Sie war mir dankbar für die gestrige Intervention zu ihren Gunsten und ich, da ich Ellen Martineau sicher aus ihrem Bereich wußte, geneigt, tolerant zu sein. Ich versicherte sie auf Ehrenwort, daß ich in Noireau keine Spur von Olivia entdeckt habe und erzählte ihr Alles, was ich von dem Bankerott Monsieur Perrier's und der Auflösung der Schule gehört.

„Aber warum unternehmen Sie diese Verfolgung?“ fragte ich. „Wenn Sie und Foster von Olivia's Tod überzeugt sind, sehe ich nicht ein, weshalb Sie Ellen Martineau nachlaufen. Sie zeigten mir die Papiere, welche ihren Tod zu beweisen scheinen und nun finde ich Sie in diesem abgelegenen Theil der Normandie und augenscheinlich damit beschäftigt, Olivia's Spur zu suchen. Was bedeutet das Alles?“

„Sie thun es ja ebenfalls,“ antwortete sie.

„Ja,“ erwiderte ich, „weil ich nicht überzeugt bin. Aber Sie haben Ihre Ueberzeugung bewiesen,

indem Sie Richard Foster's zweite Frau geworden sind."

„Das ist es ja eben," sagte sie unter Thränen; „sowie mir Mrs. Wilkinson Ellen Martineau beschrieb, nach der sich damals, als die Droschke vor der Thür stand und Sie Mr. Foster besuchten — und ich hatte keine Ahnung davon — eine Dame erkundigte — erschrak ich sehr und fürchtete, daß Mr. Foster verklagt werden könne, weil er bei ihren Lebzeiten wieder geheirathet habe. Daher überredete ich ihn, mich hierher gehen zu lassen und mich von ihrem Tode zu überzeugen, obgleich die Reise sehr viel kostet und wir nichts übrig haben. Man kann ja nicht wissen, ob Olivia uns nicht angeführt hat und ich war sehr unglücklich bei dem Gedanken, seine Frau zu sein, so lange sie noch lebt."

Es war einiges Wahre in Mrs. Foster's Erklärung der Sachlage.

„Sie haben nicht die geringste Aussicht sie hier zu finden," sagte ich.

„So?" fragte sie mit einem bösen Blick, doch verbarg sie gleich darauf das Gesicht in ihrem Taschentuch.

„Jedenfalls," sagte ich, „würden Sie kein Recht über sie haben, wenn Sie Olivia auch fänden. Sie

könnten sie nicht mit Gewalt nach England bringen. Ich weiß nicht, wie die französischen Gerichte Foster's Machtbefugnisse ansehen werden, Sie aber besitzen deren keine und er ist in seinem jetzigen Zustand unfähig eine so weite Reise zu unternehmen, falls er seine Forderungen wirklich persönlich geltend machen wollte. Ich sehe in der That nicht ein, welchen Nutzen Ihnen Ihr hiesiger Aufenthalt bringen soll, und es wäre das Klügste, Sie gingen nach Hause zurück und ließen sie in Ruhe. Ich werde Olivia beschützen und so lange hierbleiben, bis Sie fort sind."

Sie sprach nicht, sondern dachte augenscheinlich über das, was ich gesagt, nach.

„Aber wovon sollen wir leben?" fragte sie endlich; „auf der Australischen Bank liegt so viel Geld und weder sie noch Richard können es reclamiren. Es wird ihr nur persönlich oder auf ihre Ordre ausgezahlt und sie kann ihre Identität ohne die Papiere, welche Richard besitzt, nicht beweisen. Ich weiß keinen Rath."

„Hören Sie mir zu," sagte ich. „Warum können wir nicht für den Fall, daß Ellen Martineau — Olivia ist, einen Vergleich schließen? Es würde für alle Betheiligten besser sein, das Vermögen auf

Grund gegenseitiger Verabredung zu theilen. Sie wissen am Besten, ob Olivia auf einer gerichtlichen Trennung bestehen kann. Würde Foster sie nicht frei geben, wenn er die Hälfte ihres Vermögens erhielte? Man könnte doch solch' ein Uebereinkommen treffen."

„Das würde er nie thun," sagte sie, die Hände um ihre Knie schlingend, „er giebt nie ein Recht auf. Sie gehört ihm und was unter seiner Macht steht, wird nicht frei. Er würde sie zu Tode quälen, aber sich nicht von ihr scheiden lassen. Nein, nein, Sie kennen ihn nicht, Doctor Martin."

„Dann werden wir eine Scheidung beantragen!" sagte ich, sie fest ansehend.

„Und mit welchem Recht?" fragte sie mich eben so fest ansehend.

Ich konnte oder wollte diese Frage nicht mit ihr discutiren.

„Richard hat sie nie persönlich gemißhandelt," sagte sie beinahe lächelnd. „Es ist wahr, ich sperrte sie einmal einige Tage ein, aber er war in Paris und hatte nichts damit zu thun. Sie kann nicht eine einzige thätliche Mißhandlung beweisen."

Ich antwortete immer noch nicht, obgleich sie inne hielt und mich herausfordernd ansah.

„Wir verheiratheten uns erst, als wir sie für todt hielten," fuhr sie fort, „das kann nicht Unrecht sein. Wenn sie die Documente gefälscht hat, fällt die Schuld allein auf sie. Wir sind öffentlich von dem Geistlichen unseres Kirchspiels getraut worden; wer kann etwas gegen uns sagen?"

„Lassen Sie uns zu dem Zweck unserer Unterhaltung zurückkehren," sagte ich. „Wenn Sie Olivia finden, haben Sie nicht mehr Macht über dieselbe, als ich z. B. Sie werden allein nach England zurückkehren müssen und ich werde Olivia irgendwo sicher unterbringen. Ich beabsichtige mich nach den gesetzlichen Bestimmungen sowohl hier, wie in England zu erkundigen. Ich rathe Ihnen um Foster's willen schnell nach Hause zu reisen, denn so lange wir Beide fort sind hat er weder Pflege noch Arzt."

Sie nagte an ihrer Unterlippe und sah so bösartig aus wie Madame in ihrer schlechtesten Laune.

„Kann ich heute einige Erkundigungen einziehen, um mich zu überzeugen?" sagte sie.

„Gewiß," erwiderte ich. „Sie werden nur die Bestätigung dessen hören, was ich Ihnen gesagt, daß die Schule vor einem Monat aufgelöst und Ellen Martineau verschwunden ist."

Ich beobachtete sie während des Tages nicht

sehr strenge, denn ich wußte, daß sie in Noireau keine Spur von Olivia finden würde. Abends sah ich sie wieder. Sie war ganz ermattet und niedergeschlagen und erklärte sich bereit, mit dem nächsten Omnibus, der am anderen Morgen 5 Uhr abging, nach Falaise zu fahren. Ich sah sie abreisen und gab dem Kutscher ein Trinkgeld, damit er mir Nachricht brachte, ob sie ein Billet auf dem Bahnhof gelöst und wohin es laute. Er berichtete mir am Abend, daß er ihr selbst eins nach Honfleur gekauft habe. Sie befand sich also auf dem Heimwege.

Ich hatte den Tag damit verbracht Erkundigungen auf den Bureaux der Octrois einzuziehen — einer Art Zollhäuser, welche am Eingang jeder Stadt und jedes Dorfes in Frankreich stehen und zum Aufenthalt für die Zollcontroleure dienen, welche die kleinen, lästigen Steuern auf Lebensmittel und Handelsartikel erheben müssen. Von einem derselben erfuhr ich, daß eine junge Engländerin mit einem Kinde vor ungefähr drei oder vier Wochen mit einem Bündel in der Hand vorbeigegangen, das letztere aber nicht revidirt worden sei. Beide hätten den Weg nach Granville eingeschlagen. Granville lag auf der Tour nach den Inseln des Canals. War es möglich, daß Olivia dort wieder Zuflucht

suchte? Ich war so niedergedrückt gewesen, als ich hörte, daß sie und das Kind zu Fuß die Stadt verlassen hätten; aber bei dem Gedanken: Olivia könne wieder in Sark sein, schlug mein Herz höher.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Omnibus nach Granville und erkundigte mich in jedem Dorf, das wir passirten, nach einer jungen Engländerin und einem kleinen Mädchen. Anfangs erhielt ich bejahende Antworten, aber bald wurde die Sache zweifelhaft und endlich hörte ich nichts als ein entmuthigendes „Nein.“ Einmal kamen wir an einem Meilenzeiger vorbei, unter dem eine roh gearbeitete, vor Alter schwarze Figur der heil. Jungfrau hing. Mir fiel der eine Arm des Zeigers auf; dort stand mit halbverlöschten Buchstaben: „Ville-en-bois.“ Ich erinnerte mich, daß dies der Name des Ortes war, wo das Fieber und die Pest herrschte.

„Es ist ein armes Nest,“ sagte der Kutscher verächtlich, „immer Fieber da und der einzige Doctor und gute Engel des Dorfes ist der Curé. Es liegt noch zwei Meilen und einen Kilometer weit und dahinter ist die Welt mit Brettern vernagelt.“

Ich konnte meine Reise nicht unterbrechen, um dieses Fieberdorf zu besuchen, obgleich ich ein un-

widerstehliches Verlangen dazu fühlte. In Granville erfuhr ich, daß eine junge Dame und ein Kind vor kurzer Zeit die Reise nach Jersey gemacht hätten und so fing ich wieder an zu hoffen. Aber auf Jersey fand ich keine Spur von ihr, ebenso auf Guernsey, wo ich ebenfalls Erkundigungen einzog. Ich setzte nach Sark über, um Tardif's Rath zu hören, aber auch er wußte nichts. Er wollte nicht an Olivia's Tod glauben.

„Im August werden wir von ihr hören," sagte er. „Fassen Sie Muth und grämen Sie sich nicht. Sie hat es versprochen und sie wird ihr Versprechen halten. Sie würde mir vor ihrem Tode noch irgend eine Nachricht gegeben haben."

„Aber bis August, das ist noch lange hin," sagte ich ganz niedergeschlagen.

„Ja, es ist noch so lange hin!" wiederholte er, hob die Arme empor und ließ sie dann wieder, wie müde, sinken, „aber wir müssen warten und hoffen."

Ich kehrte nach London zurück und sehnsüchtige Erwartung, bald Hoffnung, bald Verzweiflung erfüllten mein Herz.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Das Ehegesetz.

Eines meiner ersten Geschäfte in London war, mich über die gesetzlichen Bestimmungen in Bezug auf Olivia's Fall zu erkundigen. Glücklicherweise war einer der ältesten Freunde Dr. Senior's ein sehr berühmter Rechtsanwalt, und nach einem Diner in seinem Hause in Fulham discutirten wir die fragliche Sache. „Es scheinen keine gesetzlichen Scheidungsgründe vorzuliegen," bemerkte er, als ich ihm Alles gesagt hatte.

„Aber ein Mädchen, das in Luxus und Wohlstand aufgewachsen ist, will lieber der Armuth trotzen, als mit ihm zusammenleben," rief ich aus.

„Die Laune einer Frau," antwortete er, „viel-

leicht eine fixe Idee. Sind schon Fälle von Wahnsinn in der Familie vorgekommen?"

„Sie ist so vernünftig wie ich. Giebt es keinen Paragraphen des Gesetzes, welcher eine Frau vor der Gemeinschaft mit einer Person, wie der zweiten Mrs. Foster, schützt?"

„Der Mann führte sie als seine Cousine ein und vertraute ihr die Aufsicht über seine Frau an, unter der Angabe, sie sei zu jung, allein in einem fremden Hôtel zu wohnen. Man kann vernünftigerweise nichts dagegen einwenden."

„Dann würde Foster sie also zwingen können, zu ihm zurückzukehren?" sagte ich.

„Soweit ich den Fall überblicken kann, ja," war seine Antwort, die mich beinahe rasend machte.

„Aber diese zweite Heirath," wendete ich ein.

„Da liegt der Schwerpunkt des Falles," sagte er, indem er zierlich seine Wallnüsse schälte. „Sie theilten mir mit, daß Papiere existiren, welche Sie für Fälschungen halten und welche den Tod der Dame beweisen sollen. Wenn die Frau die Urheberin dieser Fälschungen ist, wird der Mann auf Grund derselben behaupten, er sei berechtigt gewesen, eine zweite Heirath zu schließen. Sie hat etwas sehr Unkluges, ein Verbrechen begangen."

„Sie glauben, daß sie es gethan hat?“ fragte ich.

Er lächelte bedeutungsvoll, aber sagte nichts.

„Ich kann es nicht glauben!“ rief ich.

„Ja, Sie sind blind,“ entgegnete er mit demselben Lächeln, das mich fast wahnsinnig machte; „aber lassen Sie uns bei der Sache bleiben. Wenn andererseits der Mann diese Papiere gefälscht hat, so wäre das ein so starker Präsumtivbeweis gegen ihn, daß man auf Grund desselben nicht allein eine Trennung, sondern eine gerichtliche Ehescheidung beantragen könnte. Wenn die junge Dame bei ihm geblieben wäre, bis sie einen Beweis seiner Untreue gehabt hätte, dann wäre diese und die kürzlich erfolgte Heirath mit derselben Person ein genügender Scheidungsgrund und sie wäre absolut frei.“

„Aber was kann jetzt geschehen?“ fragte ich.

„Alles was Sie thun können ist: einen Einfluß auf den Mann zu gewinnen zu suchen und vorsichtig zu Werke zu gehen. So lange die Dame in Frankreich ist — wenn sie wirklich noch lebt — und er zu leidend ist, ihr nachzureisen, hat sie nichts zu fürchten. Sie können ihn allmälig überzeugen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, einen Vergleich einzugehen. Man würde dann eine formelle Tren-

nung vereinbaren, doch auch diese genügt nicht, sie in Zukunft vollkommen sicher zu stellen."

Ich mußte mich mit diesem Urtheil zufrieden geben; doch wie konnte ich zufrieden sein, so lange Olivia heimathlos und — wie ich annehmen mußte — freundlos in einem fremden Lande umherwanderte? Oder lebte sie nicht mehr?

Ich besuchte Foster am nächsten Abend. Mrs. Foster war seit ihrer Rückkehr jeden Tag in der Brookstraße gewesen, hatte dort nach mir gefragt und dringend gebeten, daß ich, sobald ich wieder in der Stadt wäre, nach der Bellringer Straße kommen möge. Das Haus sah fast eben so armselig wie die verlassene Wohnung in der Normandie aus, wo Olivia vielleicht gelebt hatte und die erstickende, dumpfige Luft im Innern desselben benahm mir den Athem.

„Sie sind also zurückgekommen," begrüßte mich Foster, als ich in das schmutzige Zimmer trat.

„Ja," erwiderte ich.

„Ich brauche Sie nicht zu fragen, welchen Erfolg Ihre Reise hatte," sagte er höhnisch. „Warum so blaß und traurig, zärtlicher Liebhaber? Ihre Reise ist Ihnen nicht bekommen, das sehe ich. Sie gefiel Carry auch nicht, denn als sie zurückkam,

schwur sie: nie wieder solch' eine Jagd in's Blaue unternehmen zu wollen. Sie wissen, ich war gegen die Reise!"

„Nein," sagte ich ungläubig. Der Diamantring von seinem Finger war verschwunden und die Vermuthung lag nahe, daß derselbe die Mittel zur Reise gegeben.

„Sehr dagegen," wiederholte er. „Meiner Ueberzeugung nach ist Olivia todt. Ich glaube nicht, daß sie als Miß Ellen Martineau mit mir unter demselben Dach gewesen ist. Ich würde es so sicher gemerkt haben, wie ein Tiger seine Beute wittert. Meinen Sie nicht, daß meine Sinne scharf genug sind, mir zu sagen: sie ist in demselben Hause mit Dir?"

„Unsinn!" antwortete ich. Ein grausames Licht glänzte in seinen Augen und ich war nahe daran, auf ihn zuzuspringen. In dem plötzlichen leidenschaftlichen Auflodern meiner Wuth hätte ich mich auf ihn werfen, seine Gurgel zuschnüren und ihn zu Tode schütteln mögen — doch ich saß ganz ruhig und rief: „Unsinn." Solch' eine Macht hat der Geist des neunzehnten Jahrhunderts über die civilisirten Klassen.

„Olivia ist todt," sagte er feierlich. „Ich bin

noch aus einem anderen Grunde davon überzeugt. Trotz des Elends unserer Ehe hat sie sich nie auch nur die kleinste Unwahrheit zu Schulden kommen lassen. Sie war so wahr wie das Evangelium. Meinen Sie, daß Carry oder Sie mich zu dem Glauben veranlassen könnten, sie hätte mit etwas so Schrecklichem, wie ihrem eigenen Tode, ein leichtsinniges Spiel getrieben? Nein. Sie würde mir niemals den Brief geschickt, oder von mir Abschied genommen haben, wenn sie mich nicht hätte wissen lassen wollen, daß sie todt ist."

Seine Stimme zitterte ein wenig, als wenn selbst er bei dem Gedanken an ihren frühen Tod gerührt würde. Mrs. Foster warf ihm einen eifersüchtigen Blick zu und er sah sie an, indem ein verächtliches Kräuseln seine Oberlippe verzog. In diesem Augenblick schien mehr Haß als Liebe in den Blicken zu liegen, welche die Beiden wechselten. Es war nutzlos, den Gegenstand weiter zu verfolgen.

„Ich kam heute hierher," sagte ich, „um mit Ihnen zu verabreden, wann Dr. Lowry und ich behufs einer gründlichen Untersuchung hier zusammentreffen können. Es ist möglich, daß Dr. Senior mich begleitet, obgleich er sonst nicht mehr prakticirt.

Ich möchte sowohl seine, wie Dr. Lowry's Ansicht hören."

„Sie wünschen also wirklich, mich zu kuriren?" fragte er, die Augenbrauen in die Höhe ziehend.

„Gewiß," erwiderte ich, „das ist der einzige Zweck meines Kommens. Glauben Sie, daß ich es zum Vergnügen thue? Es ist möglich, daß es besser für die Welt wäre, wenn Sie stürben, als daß Sie leben, aber diese Frage habe ich nicht zu entscheiden. Eben so wenig die, ob Sie mein Freund oder mein Feind sind. Meine Aufgabe ist, wenn möglich ein Menschenleben zu retten, wessen, geht mich nichts an. Verstehen Sie mich?"

„Ich glaube," sagte er, „ich bin Ihnen nichts als ein Object für Ihre Kunst."

„Weiter nichts," antwortete ich. „Es ist — wie irgend Jemand einmal sagt — nur Instinktsache bei mir. Ich kurire Sie, wie ein Neufundländer den Ertrinkenden rettet!"

Von ihm ging ich nach der Hannover-Straße, wo ich Capitän Carey traf, der sich mir gegenüber mit der Schüchternheit und Verlegenheit eines jungen Mädchens benahm. Ich hatte ihn seit meiner Rückkehr aus der Normandie noch nicht gesehen. Auch Julia und Johanna nicht und ich mußte ihnen viel

erzählen, obgleich sie schon wußten, daß meine Reise ohne Resultat gewesen und es noch ebenso zweifelhaft blieb, ob Miß Ellen Martineau und Olivia eine Person seien.

Capitän Carey begleitete mich nach Hause. Er nahm höchst vertraulich meinen Arm, aber sagte nichts, ehe wir in die Brook-Straße kamen.

„Martin, ich habe es mir überlegt und ich glaube wie Tardif, daß Olivia ebensowenig todt ist, wie Du oder ich. Wenn nicht eher, werden wir im August von ihr hören. Gräme Dich nicht, alter Junge. Ich will Dir etwas sagen: Julia und ich werden warten bis Du Nachricht von Olivia hast."

„Nein, nein," unterbrach ich ihn, „Ihr sollt nicht darauf warten. Wann wird Eure Hochzeit sein?"

„Wenn Du nichts dagegen hast," antwortete er — „wenn Du auch wirklich nichts dagegen hast" —

„Durchaus nichts dagegen," sagte ich.

„Was meinst Du denn zum August?" begann er verlegen. „Es ist ein netter Monat, und wir würden dann noch nach der Schweiz reisen können, weist Du? Früher nicht, Deiner seligen Mutter wegen, und wenn Du willst, später."

„Nicht einen Tag später," sagte ich; „mein Vater hat sich schon vor vier Monaten wieder verheirathet."

Dennoch fühlte ich mich etwas verletzt. Wie schnell schwand das Andenken an meine Mutter aus allen Herzen außer dem meinen! O, wenn ich jetzt zu ihr könnte und ihr, der Nachsichtigen, Theuren, all' meinen Kummer vertrauen! So sehr ich Olivia liebte, ihre Stelle konnte sie nie ersetzen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Des Gelübdes Erfüllung.

Nach drei Tagen hielten wir, das heißt Dr. Senior, Lowry und ich die Untersuchung und Consultation bei Foster.

Wir kamen darin überein, daß er an der Krankheit litt, an welcher meine Mutter gestorben — eine Krankheit, welche früher oder später tödtlich ist. Unter den günstigsten Umständen kann eine Heilung erzielt werden; doch diese Beispiele sind sehr selten, und in diesem speciellen Falle war alle Wahrscheinlichkeit dagegen. Vermuthlich lag eine lange, schmerzhafte Krankheit vor ihm und ihr unvermeidliches Ende war der Tod. Nach der Ansicht meiner beiden älteren Collegen konnte ich nichts thun, als seine Leiden lindern.

Der Fall verfolgte mich Tag und Nacht. Unter den oberflächlichen Eindrücken des Tages arbeitet, uns selbst unbewußt, eine Alles beherrschende Idee in unserem Gehirn. Dieser Gedanke, den ich nicht los werden konnte, war Fosters Krankheit; immer wieder sah ich sein blasses, cynisches Gesicht und die mitleidlosen Augen, immer wieder dachte ich an die bösartige Krankheit, die, über dem Bereich der menschlichen Kunst, langsam an seinem Leben nagte. Ich verabscheute den Menschen, aber der Leidende, der sich mir auf geheimnißvolle Weise mit den Gedanken an meine Mutter verband, erregte fast wider Willen mein Mitleid und mein Interesse. Schon einmal hatte ich mit athemloser Spannung diesen Kampf zwischen den Heilmitteln unserer Kunst und den Fortschritten der Krankheit beobachtet.

Einige Tage nach unserer Consultation fand ich zufällig ein Notizbuch, welches ich in Guernsey geführt, und private, nur uns verständliche, Aufzeichnungen enthielt. Es war Nacht; Jack wie gewöhnlich ausgegangen und ich allein. Nur um eine Beschäftigung zu haben, blätterte ich in diesem Buche. Plötzlich fiel mir eine Notiz auf, welche ich bei Gelegenheit der Krankheit meiner Mutter eingetragen. Dieselbe erinnerte mich an die Entdeckung,

welche ich damals gemacht zu haben glaubte und die meiner Ansicht nach, in den ersten Stadien der Krankheit angewandt, eine Heilung herbeigeführt hätte. Sie war mir ganz aus dem Gedächtniß gekommen, aber nun trat sie mit unwiderstehlicher Macht vor meine Seele.

Ich muß die ganze Wahrheit gestehen, wie schrecklich und beschämend sie auch ist. Ob sie mir bis zu diesem Augenblick nicht klar war, kann ich nicht sagen. Dieser Mann stand unter meiner ärztlichen Behandlung und wenn möglich, war ich verpflichtet, ihn zu heilen — ihn, meinen Feind, meinen einzigen Feind auf Erden. Unsere Lebensinteressen durchkreuzten sich in jeder Beziehung und er gefährdete ein Leben, das mir theurer war als das meine. Jetzt, wo ich die Aussicht haben durfte, ihn zu heilen, fühlte ich einen unsäglichen Widerwillen gegen die Anwendung meines Mittels. Der Gedanke daran machte mich elend. Ich versuchte die Erinnerung abzuschütteln. War es möglich, daß ich im Innersten meines Herzens den Wunsch hegte, dieser Mann möge sterben?

Ja, ich wünschte seinen Tod. Wie bei mitternächtlichem Gewitter ein Blitzstrahl die scharfen Klippen und tückischen Wellen unserer Felseninsel

erhellt, so durchzuckte diese Antwort mein Gehirn. Mein Gewissen zeigte mir mit erschreckender Deutlichkeit, daß mein Herz in der sichern Voraussicht seines Todes ruhig und zufrieden gewesen. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nichts davon geahnt. Als ich ihm sagte, daß ein Arzt seinen Patienten instinktmäßig retten müsse, sprach ich die Wahrheit. Doch noch tiefer als dieser Instinkt des Arztes schlummerte in mir die Hoffnung auf einen tödtlichen Ausgang der Krankheit mit so ruhiger Sicherheit, daß sie mir nie zum Bewußtsein gekommen, auf ihr geisterhaftes Antlitz nie das Licht des Gewissens gefallen war.

Ich nahm das Notizbuch und ging auf mein Zimmer, damit Jack nicht plötzlich zu mir kommen und das Geheimniß auf meinem Gesicht lesen könne. Ich warf das Buch in ein Schubfach meines Pults und verschloß es. Ich wollte es nicht mehr sehen. Weshalb sollte ich mich über seinen Inhalt beunruhigen? Ich fand ein Buch — es war einer der amüsantesten Romane von Charles Dickens — und nahm mir vor, darin zu lesen; ich lachte über die komischen Stellen und las schneller und schneller, doch so lange ich auch las, nie verließ mich der Gedanke an das elende, blasse Gesicht meiner Mutter,

an die Schmerzen, welche sie erduldete und an das Heilmittel, welches ich zu spät entdeckte. Diese Bilder wurden endlich so deutlich, daß meine Augen zwar mechanisch die Zeilen überliefen, aber mein Geist ihren Sinn nicht faßte. Ich warf das Buch weg, lehnte den Kopf auf die Hand und ließ die Wellen der Erinnerung mich überfluthen.

Wie fest, wie unauslöschlich war sie doch. Ich hörte noch den Ton ihrer müden Stimme, ich sah noch das schwache Aufleuchten in ihren Augen, sobald ihr Blick auf mich fiel. Ein Schauer überlief mich, als ich daran dachte, wie sie langsam, Schritt für Schritt, den schmerzensreichen Weg zum Grabe gegangen war. Ein Anderer war jetzt im Begriff denselben Leidensweg anzutreten; er konnte noch gerettet werden und die Macht dazu war in meine Hand gelegt. Wie sollte ich meine Macht gebrauchen?

Es schien grausam, daß diese Macht durch den Tod meiner Mutter in meinen Besitz gelangt war. Wenn sie noch lebte oder an einer anderen Krankheit gestorben wäre, würde ich nie die Entdeckung dieses Heilmittels gemacht haben. Und wie durch Wunder erlangt, durch Leiden erreicht, sollte ich die Wohlthat desselben dem einzigen Menschen, den ich haßte,

zuwenden? Denn ich haßte ihn, ich wußte es, als ich die Worte durch meine Zähne zischte.

Was war dies Leben werth, daß ich es durch solch' ein Opfer erkaufen mußte? Ein gemeines, selbstsüchtiges, wüstes Dasein, ein Dasein, das Olivia's Fluch war, so lange es währte. In diesem Augenblick sah ich eine Vision, die mein Herz schneller pochen ließ. Olivia war frei — wie sie in einigen Monaten sein mußte, wenn ich der Krankheit ihren Lauf ließ — frei und glücklich, erlöst von der schrecklichen Leibeigenschaft. Konnte ich sie dann nicht gewinnen? Sie wußte schon, daß ich sie liebte; würde sie nicht bald lernen, mich wieder zu lieben?

Die Herstellung dieses Mannes war ein unwiderrufliches Unrecht gegen Olivia, falls sie noch lebte.

Diese Betrachtung entschied die Frage. Ich konnte sie unmöglich dazu verdammen, dieses furchtbare Elend weiter zu erdulden. Es war unvernünftig und allzu gewissenhaft noch schwankend zu sein. Ich wollte alle sonstigen, bekannten Mittel anwenden, um die Herstellung meines Patienten zu ermöglichen und so meine Pflicht thun. Ich wollte Dr. Senior's Vorschläge ausführen. Er war ein erfahrener und sehr geschickter Arzt, ich konnte daher

nichts Besseres thun, als mich seinem Urtheil unterzuordnen.

Woher wußte ich übrigens, daß diese Entdeckung, die gemacht zu haben ich mir einbildete, den geringsten Werth besaß? Ich hatte nie Gelegenheit gehabt, damit zu experimentiren, und sie war gewiß nur eine Täuschung meines, durch die Krankheit meiner Mutter überreizten Gehirns. Sie schien mir bis jetzt nicht werthvoll genug, sie meinen Collegen und befreundeten Aerzten mitzutheilen. Warum ihr jetzt solche Wichtigkeit beilegen? Ich hatte das Recht, meine eigenen Notizen aufzubewahren oder zu zerstören. Wie, wenn ich sie gleich zerstörte? —

Ich schloß das Pult auf und nahm mein Buch wieder heraus. Das Blatt, auf dem diese privaten Notizen geschrieben waren, hing lose darin, es hätte schon früher leicht verloren gehen können, dachte ich. Ich zündete es an der Gasflamme an und warf die braune Asche in den Kamin. Einige Augenblicke lang athmete ich freier, wie von einer erdrückenden Last erlöst; ich nahm wieder den Roman in dem ich gelesen hatte und lachte herzlicher als zuvor über die grotesken Wendungen der Erzählung. Doch nicht lange; die quälende Frage drängte sich mir von Neuem auf. Die Notizen waren nicht zerstört.

Sie brannten wie mit Flammenschrift in meinem Gehirn.

„Die Macht, zu retten, ist in Deine Hände gelegt," sagte mein Gewissen, „und Du bist entschlossen, sie nicht zu gebrauchen. Was geht es Dich an, daß dieser Mann selbstsüchtig, gemein, grausam ist? Du sollst nur den Körper retten. Das Uebrige liegt in Gottes Hand. Was er mit der Seele thun will, ist eine Frage, deren Entscheidung Dir nicht obliegt. Dein Beruf verpflichtet Dich, ihn zu heilen, wenn es in Deiner Macht steht; erfülle Deine Pflicht. Wenn Du diesen Mann sterben lässest, bist Du ein Mörder." „Aber bedenke," antwortete ich der Stimme meines Gewissens, „von welcher geringfügigen Zufälligkeit die ganze Sache abhing. Wenn meine Mutter nicht dieselbe Krankheit gehabt und Dr. Lowry nicht verreist gewesen wäre, was dann? Der Mann war sein Patient, nicht meiner. Außerdem hätte Jack eben so gut zu ihm gehen, oder er meine Hülfe nicht annehmen können. Wenn ein Glied dieser Kette gefehlt, dann wäre ich frei von jeder Verantwortlichkeit gewesen. Er würde gestorben sein und die uns günstigen Resultate seines Todes sich ganz natürlich ergeben haben. Daher laß die Sache auf sich beruhen."

Nein, sie konnte nicht auf sich beruhen. Obgleich regungslos und stumm, denn ich fürchtete, Jack würde sonst merken, daß ich wach war, kämpfte ich in jener ruhigen Nacht einen furchtbaren Kampf. Wie konnte ich ihm je wieder gegenübertreten oder seine treue Hand fassen, wenn solch' ein Geheimniß auf meiner Seele lastete? Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, Foster um den Preis von Olivia's ewiger Gefangenschaft, wenn er sie entdeckte, oder ihrer lebenslangen Armuth, wenn sie verborgen blieb, zu retten. Wenn ich nur wüßte, ob sie lebte, denn wenn sie todt war, fiel jedes Motiv, die Mittel zu seiner Herstellung zu verheimlichen, fort. Um ihretwegen zögerte ich noch.

Ihretwegen, aber auch meinetwegen, fügte mein Gewissen hinzu, denn die Hoffnung, das einzige Hinderniß werde mit der Zeit zwischen uns wegfallen, hatte schon tiefe Wurzeln in meinem Herzen gefaßt. Wenn er sterben sollte, war Olivia frei, mich zu lieben, mein Weib zu werden. Aber würde mich nicht gerade ihre Gegenwart immer an meine Schuld erinnern? Würden wir uns wohl gern die Tage vor unserer Ehe zurückrufen, wie alte, runzlige Leute zu thun pflegen und sie goldene, glückliche Tage nennen? Würde mich nicht immer das Be-

wußtsein des Treubruchs, des Verraths an der Pflicht verfolgen und mir die Herzensruhe, das wahre Glück rauben? Nein, so lange diese Last mein Gewissen beschwerte, konnte ich selbst mit Olivia, als meiner theuren, geliebten Gattin, nicht glücklich sein.

Der Morgen dämmerte, bevor ich mich entschied. Und als ich die Entscheidung getroffen, verlieh sie mir weder ein Gefühl der Erleichterung, noch des Triumpfes. Sobald ich Dr. Senior besuchen konnte, ging ich zu ihm nach Fulham und in schnellen, fast unzusammenhängenden Worten theilte ich ihm mit, was ich für meine wichtige Entdeckung hielt. Er saß eine Weile nachdenklich da und überlegte die Fälle, die seine Erfahrung ihn kennen gelehrt. Dann überflog ein Leuchten sein Gesicht und seine Augen glänzten, als er mich ansah.

„Ich gratulire Dir, Martin," sagte er, „obgleich ich wünsche, daß Jack die Entdeckung gemacht hätte. Ich glaube, sie wird der Wissenschaft von großem Nutzen sein. Laß mich noch etwas darüber nachdenken und auch die Meinung einiger Collegen einholen. Aber ich glaube, Du hast Recht. Du willst mit dem armen Foster den ersten Versuch machen, nicht wahr?"

„Ja," antwortete ich mit einem Frösteln der natürlichen Reaction nach der Erregung der Nacht.

„Es kann ihm nichts schaden," sagte er, „und meiner Meinung nach sogar sein Leben noch verlängern, vorausgesetzt, daß er sich in Acht nimmt. Wenn Du mir erlaubst, werde ich über dies Thema einen Artikel für die ‚Lancet' schreiben."

„Von Herzen gern," sagte ich traurig.

Der alte Arzt sah mich einen Augenblick mit den durchdringenden Augen, die schon in so manche Menschenseele geschaut, an. Ich zuckte vor seinem forschenden Blick zurück, aber ich hätte es nicht zu thun brauchen. Er nahm mit festem, herzlichen Druck meine Hand.

„Gott segne Dich, Martin," sagte er, „Gott segne Dich!"

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Ein Scheidungscontract.

Der aufrichtige, wohlwollende Blick Dr. Senior's durchdrang wie ein Sonnenstrahl die tiefsten Tiefen meines bekümmerten Gemüths. Ich fühlte, daß ich nicht länger allein kämpfte. Ein Freundesauge wachte für mich, eine Freundesstimme sprach mir Muth ein. „Der Todte soll mich durch und durch sehen," sagte Tennyson. Ich wünschte mir einen guten, klugen Freund, der mich durch und durch sah, meiner kranken Seele den Puls fühlte und mir sagte, was Recht und was Unrecht ist. Das herzliche „Gott segne Dich," das mir Dr. Senior zugerufen, gab mir Muth und Kraft.

Von Fulham ging ich direct nach der Bellringer Straße. Ein gesunder Impuls, meine Pflicht

zu erfüllen, um welchen Preis es auch sei, ließ mich so handeln. Doch trotz alledem hegte ich noch die schwache Hoffnung: Foster werde vielleicht verweigern, der Gegenstand eines Experiments zu sein — denn ein Experiment war es.

Er war noch nicht aufgestanden. Mrs. Foster befand sich in dem Wohnzimmer, eifrig mit Abschreiben beschäftigt, und löste ihre Aufgabe so gut, daß man sah, sie verrichte eine langgewohnte Arbeit. Ich folgte ihr nach Fosters Wohnzimmer, einer kleinen, engen, nach hinten gelegenen Mansarde, von wo man eine erheiternde Aussicht auf Schornsteine und Dächer hatte. Der Raum konnte nur gelüftet werden, indem man das Fenster am Kopfende des Bettes öffnete und so der kalte Luftzug den Patienten traf. Er sah sehr elend und verlassen aus. Unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf, daß die Krankheit vielleicht fortgeschrittener war, als wir dachten.

„Kränker, ja?“ sagte er, als er den Ausdruck meines Gesichtes sah. „Ich will nicht kränker sein.“ Ich setzte mich neben ihn und sagte ihm, ich habe ihm einen Vorschlag zu machen. Ob er seine Einwilligung zu einer Behandlungsweise gäbe, die bis jetzt noch nie versucht worden sei? Seine Augen,

scharf und durchdringend, wie die eines Fuchses, schienen in meiner Seele zu lesen, gerade wie Dr. Senior es gethan.

„Martin Dobrée,“ sagte er endlich in einem Ton, der so verschieden von seiner sonstigen beißenden Stimme war, daß er mich fast erschreckte. „Ich kann Ihnen vertrauen. Ich vertraue mich Ihnen unbedingt an.“

Die letzte Aussicht — ich möchte sagen die letzte Hoffnung — verschwand. Meine Ehre als Arzt verpflichtete mich, die Entdeckung, welche ich durch die tödtliche Krankheit meiner Mutter gemacht, zu Gunsten eines Mannes zu verwenden, der mein wie Olivia's ärgster Feind war. Meine Kehle war mir wie zugeschnürt; ich glaubte zu ersticken. Ich öffnete einige Augenblicke das Fenster und lehnte den Kopf hinaus, um die frische, freie Luft draußen einzuathmen.

„Ich muß Ihnen mittheilen,“ sagte ich, als ich den Kopf zurückzog, „daß Sie nicht erwarten dürfen, wieder vollständig gesund zu werden und ihr früheres liederliches Leben wieder anfangen zu können. Sie werden sich entschließen müssen, ganz ruhig, regelmäßig und enthaltsam zu leben und sich von allen Aufregungen fern zu halten. Wenigstens neun

Monate des Jahres, besser noch immer, müssen Sie auf dem Lande, in der frischen Luft, zubringen. Der Aufenthalt in der Stadt würde in sechs Monaten Ihren Tod herbeiführen. Aber, wenn Sie meine Vorschriften befolgen, können Sie sechzig, auch siebenzig Jahre alt werden."

„Leben um jeden Preis!" antwortete er in seiner alten Manier, „so traurig Sie mir auch meine Zukunft schildern. Solch' ein Leben zu erkaufen, scheint eigentlich nicht der Mühe werth, besonders wenn man solch' eine Frau wie die da unten, die nur für die Stadt paßt, als Gefährtin hat. Ja, wenn es Olivia gewesen wäre — können Sie sich das Landleben nicht ganz erträglich mit Olivia denken?"

Was sollte ich auf diese Frage antworten, die mich wie ein electrischer Schlag traf? Ein herrliches Traumbild stieg vor mir auf — ein Haus auf Guernsey, Olivia in demselben — Sonnenschein — Blumen — Vogelgesang — das Rauschen des Meeres — reine belebende Luft. Es verschwand in das Nichts, noch bevor ich den Mund öffnete und hatte wohl kaum eine Minute gedauert. Fosters Lippen kräuselten sich verächtlich.

„Sie würden eher gesund werden, wenn Sie in besserer Luft lebten," sagte ich.

„Das ist unmöglich," antwortete er.

„Seien Sie aufrichtig," bat ich, „und sagen Sie mir, wie weit Ihre Mittel reichen. Sie müssen Ihren letzten Pfennig ausgeben, um sich gesund zu machen."

„Kann man nicht dabei toll werden," sagte er, „wenn man bedenkt, daß Tausende auf den Namen meiner Frau in der Bank liegen und ich keinen Pfennig bekommen kann? Mir würde das Geld das Leben erhalten und so kann ich vielleicht wie ein Hund in diesem Loche sterben. Olivia wird an meinem Tode schuld sein, Gott verdamme sie."

Er fiel auf die Kissen und stöhnte schwer und tief, wie ein Elender, der vor Mangel stirbt. Trotzdem ich ihn bemitleiden mußte, fühlte ich, daß ich mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen dürfe.

„Es nützt nichts sie zu verfluchen," sagte ich, „lassen Sie uns lieber vernünftig über die Sache sprechen, Foster. Wenn, wie ich hoffe, Olivia noch am Leben ist, würden Sie am klügsten thun, einen Vergleich mit ihr einzugehen. Derselbe brächte Ihnen Beiden Nutzen, denn Olivia ist eben so arm wie Sie. Ich will mit Ihnen sprechen, als wenn

ich Olivia's Bruder wäre. Sie können fest überzeugt sein, daß sie nie einwilligen wird, zu Ihnen zurückzukehren und ich werde sie davor schützen, so viel in meiner Macht steht. Aber ich sehe nicht ein, weshalb Sie nicht einen Theil des Vermögens bekommen sollten, den Olivia unter der Bedingung, daß Sie dieselbe in Ruhe lassen, Ihnen gewiß gerne überlassen würde. Hören Sie aufmerksam zu. Ich glaube, es würde uns nicht schwer sein, falls wir uns darauf legten, Ihnen eine Untreue mit Ihrer jetzigen Frau zu beweisen; dann könnten wir eine gerichtliche Scheidung beantragen und Olivia behielte ihr ganzes Vermögen. Ihre zweite Heirath mit derselben Person würde Olivia absolut frei machen."

„Sie können nichts beweisen," sagte er wüthend, „und meine zweite Heirath wird durch die Documente gedeckt, welche ich besitze."

„Und welche gefälscht sind; von wem wird sich noch herausstellen," sagte ich ruhig. „Sie haben sich in Ihrem eigenen Netz gefangen. Aber wir wünschen nicht, es zu einer gerichtlichen Entscheidung kommen zu lassen. Wir wollen einen Vergleich schließen. Olivia wird jede Bedingung annehmen, die ich gut heiße."

Ich hatte unbewußt so gesprochen, als wüßte ich wo Olivia war und als könne ich, wenn ich wolle, mit ihr in Verbindung treten. Ich hatte vorgegriffen, indem ich an die Zeit dachte, wo Tardif und ich von ihr zu hören glaubten. Foster lag ganz ruhig und beobachtete mich mit seinen kalten, durchdringenden Augen.

„Wenn die Briefe gefälscht sind, hat Olivia sie gefälscht," sagte er unruhig. „Aber ich werde mich mit meinem Rechtsanwalt berathen. Ich will Ihnen in einigen Tagen Nachricht geben."

An demselben Abend empfing ich einen Brief, in dem er mich bat, augenblicklich zu ihm zu kommen. Ich fieberte vor Erwartung und Freude, eine Entscheidung herbei führen zu können, die Olivia, so weit es möglich war, frei machte. Er sah gesunder und heiterer aus, als am Morgen und ein sonderbares Lächeln huschte hin und wieder über sein Gesicht, als er mit mir sprach. Mrs. Foster war bei unserer Unterredung nicht zugegen, er hatte sie hinausgeschickt.

„Passen Sie auf," sagte er, „ich habe nicht den mindesten Grund, Olivia's Tod zu bezweifeln, nur Ihre Vermuthung, die auf Gründe basirt ist, welche

ich nicht kenne; aber falls sie noch lebt, bin ich bereit, in Unterhandlung mit ihr zu treten. Es muß durch Ihre Vermittelung geschehen, nicht wahr?"

„Ja," antwortete ich, „doch jetzt ist es noch unmöglich. Wir müssen vielleicht noch einige Monate warten, während ich meine Nachforschungen fortsetze. Ich weiß ebenso wenig wie Sie, wo Olivia ist."

War die Bewegung in seinen Zügen der Ausdruck seiner Befriedigung oder seines Unglaubens?

„Doch falls ich in der Zwischenzeit sterbe?" wendete er ein.

Die Einwendung war berechtigt und natürlich. Seine bösartige Krankheit würde rücksichtslos ihren Verlauf nehmen, während ich Olivia suchte. Ich dachte einige Augenblicke über einen Plan nach, welcher mir soeben eingefallen.

„Ich mag Sie nicht in Ihrer jetzigen Lage lassen, obgleich das vielleicht ein übertriebenes Pflichtgefühl ist," sagte ich endlich.

„Wenn Sie einen förmlichen Contract unterzeichnen wollen, der Olivia vor Ihnen sichert, bin ich bereit, Ihnen die nöthigen Mittel zu einer bes-

seren Wohnung in reiner Luft vorzustrecken. Den Contract soll ein Rechtsanwalt aufsetzen und Sie Beide müssen ihn unterzeichnen. Ich werde Olivia dazu bestimmen, wenn ich sie finde. Doch, wie gesagt, mag das erst in einigen Monaten geschehen. Ich will trotzdem das Risico übernehmen."

„Ihretwegen?" sagte er höhnisch.

„Ja, ihretwegen," antwortete ich. „Ich werde das Document aufsetzen lassen udd sobald Sie es unterschrieben haben, kör nen Sie das Geld bekommen. Die Kur, die ich mit Ihnen aufnehmen will, soll sogleich beginnen, aber ich sage Ihnen im Voraus, frische Luft und Fernhalten jeder Aufregung sind nothwendig, wenn nicht unerläßliche Bedingungen für das Gelingen derselben. Je eher Sie sich diese verschaffen, desto besser sind Ihre Aussichten."

Wir unterhielten uns eine Weile über die Bedingungen des Contractes und in welcher Weise die jährlichen Revenüen von Olivia's Vermögen getheilt werden könnten; denn ich verweigerte entschieden ihm einen Theil des Kapitals zu überlassen. Foster — dessen Lippen immer noch jenes eigenthümliche Lächeln umzuckte — wünschte mich in

die Enge zu treiben, doch endlich nach langem Streiten kamen wir zu einer Vereinbarung.

Der Rechtsanwalt, von welchem ich den Contract aufsetzen ließ, machte mich darauf aufmerksam daß, wenn Foster eine Restitution seiner Rechte verlange, das Gericht dieselbe erzwingen würde.

Doch ich hoffte Olivia zu finden und durch sie einen Beweis seiner Schuld zu erlangen, der ihn davon abhalten würde, den Fall vor Gericht zu bringen. Der Contract wurde von Foster unterzeichnet und ich bewahrte ihn auf, bis ich Olivia's Unterschrift erlangen konnte.

Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Contractes wurde mein Patient von der Bellringer Straße in eine gesundere Wohnung in Fulham, nahe bei Dr. Senior gebracht, dessen Interesse an dem Fall beinahe dem meinen gleichkam. Wenn ich nicht zu dem Kranken gehen konnte, besuchte ihn Dr. Senior, und seine große ärztliche Kunst ließ ihn Symtome entdecken, die vielleicht meinem weniger erfahrenen Auge entgangen wären. Nie genoß ein Patient, sei er auch noch so wohlhabend oder vornehm, eine sorgfältigere Pflege und in höherem Maße die Wohlthaten der Wissenschaft, als Richard Foster.

Die Fortschritte seiner Wiederherstellung waren langsam, aber sicher. Ich fühlte von Anfang an, daß es so kommen würde. Tag für Tag beobachtete ich, wie die Todtenblässe auf seinem Gesicht einer gesünderen Farbe wich. Ich sah, wie seine Kräfte langsam, aber stetig zunahmen. Die Krankheit war in ihren verborgensten Zufluchtsort zurückgedrängt, wo sie als Gefangene, nicht mehr als lebensfeindliches Element, gebunden war, auf eine lange Reihe von Jahren gefesselt war, wenn sich Foster unseren Vorschriften für seine Lebensweise unbedingt unterwarf. Aber die Krankheit lauerte dort, bereit jeden Augenblick hervorzubrechen, sobald die Thür ihres Gefängnisses geöffnet wurde. Ich hatte ihm das Leben wiedergegeben, an ihm war es nun, es festzuhalten.

Ich fühlte keinen Triumph über meinen Erfolg, wie es vielleicht gewesen wäre, wenn der Patient ein Anderer war. Die Kur erregte das Interesse meiner Collegen und machte mich bekannt. Wie gleichgiltig war mir das jetzt! So lange dieser Mann lebte, war Olivia zu einem einsamen, freundlosen Dasein verdammt. Ich versuchte mir ihre Zukunft vorzustellen und sah nur eine endlose, trostlose Oede vor mir liegen. Vielleicht konnte ich Johanna dazu

überreden, sie in ihrer traulichen Häuslichkeit aufzunehmen, die, wenn Capitän Carey nach St. Peter-Port zu Julia zog, ziemlich einsam werden mußte. Das war der beste Plan.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Ein Droschkenkutscher als Freund.

Die Vorbereitungen zu Julia's Hochzeit wurden eifrig betrieben. Es war eine Ironie des Schicksals, daß ich so oft Zeuge derselben wurde. Sie betrachtete mich jetzt wieder vollständig als ihren Vetter, sprach mit mir über ihre Einkäufe und zeigte mir dieselben so unbefangen, als sei nie die Rede davon gewesen, daß wir gemeinschaftlich haushalten wollten. Noch einmal half ich bei der Wahl eines Brautkleides, denn das alte vor einem Jahre verfertigte hielt man für zu gelb und unmodern. Ein zarter, grauer Stoff wurde für passender erklärt, ob für Julia's Teint oder Capitän Carey's Alter weiß ich nicht. Letzterer zeigte ein

Entzücken bei dem Einkauf, welches ich leider nicht geäußert hatte.

Die Hochzeit sollte in der letzten Woche des Juli, also vierzehn Tage vor dem anfangs festgesetzten Termin stattfinden, vierzehn Tage vor der Zeit, die ich so sehnsüchtig erwartete, in der Tardif Nachricht von Olivia bekommen mußte. Für den Fall, daß Olivia uns mittheilen würde, wo sie sich befand, waren alle meine Pläne festgesetzt. Ich hatte den von Foster unterzeichneten Scheidungscontract sorgfältig aufgehoben, denn ich konnte die Furcht, Mrs. Foster werde sich in den Besitz desselben zu setzen versuchen, nicht abschütteln. Seit Foster denselben unterzeichnet, war sie immer außerordentlich mürrisch gewesen. Jetzt, bei ihres Mannes fast vollendeter Wiederherstellung, durfte ich mich auf irgend eine Kriegslist zur Erlangung des Documents gefaßt machen. Aber unsere Dienstboten waren zuverlässig und der Contract lag sicher in einem Fach meines Pultes.

Endlich kamen Dr. Senior und ich darin überein, daß Foster jetzt wohl genug sei, um von Fulham nach der besseren Luft an der Südküste Englands gebracht zu werden. Der Mai war heißer als gewöhnlich gewesen und der Juni schwül.

Obgleich Foster dadurch unserer Behandlung entzogen wurde, schien es ungleich vortheilhafter für ihn, aus der schlechten Londoner Atmosphäre in frische Seeluft zu kommen. Bei einiger Vorsicht und mäßigem Leben konnte jetzt kein Rückfall mehr kommen. Wir stellten ihm vor, wie nothwendig die Befolgung unserer Vorschriften war und verpflichteten Mrs. Foster, uns dreimal wöchentlich und von jeder Veränderung seines Zustandes zu schreiben. Darauf schickten wir sie in ein ruhiges Dorf in Sussex. Ich athmete freier, als sie aus dem Umkreis meiner täglichen Pflichten waren.

Aber schon vor ihrer Abreise erhielten wir eine Warnung, die mir bewies, wie falsch sie gewesen waren und die mich doppelt auf meiner Hut sein ließen. Eines Morgens, als Jack und ich — jeder mit seinen Papieren beschäftigt, aus denen wir uns von Zeit zu Zeit etwas mittheilten — beim Frühstück waren, wurde uns gemeldet, daß Simmons, der Droschkenkutscher, uns zu sprechen wünsche. Er war ein großer Liebling von Jack und letzterer befahl dem Diener ihn hereinzuführen. Simmons erschien, drehte verlegen den Hut in der Hand und wußte nicht was er so, ohne seinen Kutscherbock, mit seinen Gliedmaßen machen sollte.

„Es fehlt doch Ihrer Frau oder den Kindern nichts?“ fragte Jack.

„Nein, nein, Doctor,“ antwortete er, „es fehlt ihnen nichts, es sind blos zu viele; obgleich Mütter das nicht Wort haben will. Aber man führt gegen Dr. Dobrée was im Schilde und ich dachte, Du kommst lieber und warnst ihn.“

„Sehr vernünftig, Simmons,“ sagte ich.

„Erinnern Sie sich, wie Sie gerade vor'nem Jahr in meiner Droschke nach der Grays Inn Road fuhren, wo ich noch so dämlich war?“ fragte er.

„Gewiß,“ antwortete ich, indem ich meine Papiere hinwarf und aufmerksam zuzuhören begann.

„Na, Doctors,“ redete er jetzt uns Beide an, „also am vorigen Montag kommt eine Dame auf den Droschkenplatz, sieht uns Alle scharf an und nimmt keinen Einzigen, bis ich ihr unter die Augen komme. So was passirt öfter, Doctors. Mutter sagt, ich habe so was an mir, daß die Frauenzimmer Vertrauen zu mir haben. Na, ich kann ihr nicht widersprechen, sie hat Recht, die Alte. Die Dame kommt also sehr langsam näher, nickt mit 'm Kopf, als wollte sie sagen: „Du und Deine Droschke und Dein Pferd, Ihr gefallt mir,“ macht sich die Thür auf und setzt sich ganz bequem hin. „Zu

Messrs. Scott und Brown, Gray's Inn Road," sagt sie."

„Unmöglich," rief ich aus.

„Ja Doctors," erwiderte Simmons, „sie sagt wirklich „Zu Messrs. Scott und Brown, Gray's Inn Road." Natürlich kannte ich den Namen wieder, denn als ich das letzte Mal hinfuhr, hatte ich mich so geärgert, weil ich so dämlich gewesen war. Ich gucke ihr scharf an. 'Ne ganz hübsche Frau, mit kohlenschwarzen Haaren und Augen und 'nem dreisten Gesicht. Wie ich nun fahre, zerbreche ich mir immerzu den Kopf — was sie wohl vor hat — und ob's mit dem letzten Mal, Sie wissen schon zusammenhängt? u. s. w. Als wir ankommen, sagt sie mir, ich solle in der Straße auf sie warten und sowie sie fort ist, kommt der junge Herr mit der Feder hinter'm Ohr, den ich schon kenne, zu mir. Er sieht mich scharf an und ich ihn auch. „Ich habe Sie schon mal gesehen, Kutscher," sagt er so süß wie 'ne Apfelsine. „Ja, ich glaube," sagte ich.

„Könnten Sie wohl einen Augenblick heraufkommen," sagte er sehr höflich. „Ich werde einen Jungen holen, der so lange auf Ihr Pferd aufpassen kann," und dabei drückte er mir wirklich sehr höflich einen halben Souvereign in die Hand.

„Sie gingen natürlich hinein?“ fragte Jack.

„Doctors, ich ging,“ sagte er in feierlichem Ton. „Das konnte nichts schaden. Die Dame saß oben in der Office und sprach mit einem andern Herrn, der ebenso kohlschwarze Haare und Augen wie sie und ebenso nen dreisten Blick hat. Alle Drei sahen aus, als wäre ihnen was in die Quere gekommen. „Wie heißen Sie, Kutscher?“ fragte der schwarze Herr. „Walker,“ sagte ich. „Und wo wohnen Sie?“ fragte er; denn er glaubte mir. „In der Querstraße,“ sagte ich, damit sie doch merken, daß ich nicht so dumm bin. Sie sahen sich untereinander an, doch gerade nicht sehr freundlich. Dann fängt der schwarze Herr wieder an. „Mein lieber Mann,“ sagte er, „wir möchten von Ihnen eine kleine Auskunft haben, für die wir Sie gern ordentlich bezahlen würden. Weder Sie, noch Andere werden dadurch benachtheiligt, denn es ist nur eine Geschäftssache. Würden sie zu stolz sein, zehn Schillinge für eine kleine, nützliche Nachricht zu nehmen?“ „Ganz und gar nicht,“ sage ich.

„Weiter,“ befahl ich ungeduldig, als Simmons uns mit demselben scharfen Blick maß, mit dem er den Dreien imponirt hatte.

„Ja, das sagte ich, Doctors. Aber diesmal

paßte ich auf, daß sie mir kein X für ein U machten. „Kennen Sie Dr. Senior in der Brookstraße?" sagte er. „Den alten Doctor?" sage ich, „der ist fortgezogen." „Nein," sagt er, „ich meine auch nicht den jungen Doctor, aber wohnt nicht noch ein Anderer bei ihm?" „Dr. Dobry," sage ich. „Ja," sagt er, „derselbe, der so oft Ihre Droschke nimmt mein Freund." „Wie sich's trifft," sage ich, „bald der Eine bald der Andere, manchmal Dr. John, manchmal Dr. Dobry. Die sind wie Brüder zusammen." „Gute Freunde von Ihnen, he?" sagte er. „Sie nehmen meine Droschke, wenn sie frei ist," sage ich, „aber sehen Sie, das ist doch weiter keine Freundschaft. Ich sollte es zwar nicht sagen, aber was wahr ist, ist wahr, ich habe die beste Droschke und das beste Pferd auf dem Platz. Dr. John ist ganz nett, doch den Anderen kann ich nicht besonders leiden."

Simmons Gesicht leuchtete vor Entzücken, als er uns bedeutungsvoll zuzwinkerte.

„Es waren ja lauter Flausen, Doctors. Dr. John ist natürlich ein älterer Freund und ich habe ihn schon länger gern, aber das ist ja Alles ganz egal. Ich meinte es nicht so, ich merkte nur, daß sie mir 'ne Falle stellten und ich wollte doch

nur herauskriegen, was sie vorhatten. „Wir möchten nur wissen, doch es kommt uns gar nicht so viel darauf an, wo Dr. Dobry am häufigsten hinfährt," sagt er. „Er will Geld von uns borgen und wir wünschen zu erfahren, was er thut und treibt, besonders, wo er seine Mußestunden zubringt und dergleichen mehr, verstehen Sie. Sie wissen doch, wohin er geht, wenn er in Ihrer Droschke fährt?" „Natürlich," sage ich, „ich fuhr ihn und Dr. John vor ungefähr zwölf Monaten hierher. Der andere Herr schrieb meine Wohnung auf, damit er mich wiederfinden könnte, wenn er mich brauchte." „Sie sind ein kluger Bursche," sagte er. „Das sagt meine Alte auch," sage ich. „Möchten Sie gern 'ne Kleinigkeit für Ihre Alte verdienen?" sagt er. „Probiren Sie's nur mit mir," sage ich. „Gut," sagt er, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wenn Sie uns benachrichtigen, wo er seine Mußestunden zubringt, geben wir Ihnen fünf Schillinge und wenn Ihre Auskunft uns was nützt, bekommen Sie fünf Pfund." „Schön," sage ich. „Heute haben Sie uns nichts mitzutheilen?" sagt er. „Nein," sage ich, „aber ich werde jetzt aufpassen." „Halt," sagt er, als ich fortgehen will, „haben die Doctors einen Wagen?" „Natürlich," sage ich, was ein rich-

tiger Doctor ist, hat Wagen und Pferde." „Benutzen sie ihn des Nachts?" fragte er. „Selten," sagte ich, „sie nehmen gewöhnlich meine Droschke, wenn ich auf dem Platz stehe." „Schön," sagt er, „guten Morgen, mein Freund." „Ich gehe also 'runter und fahre wieder auf meinen Stand."

„Und die Dame blieb dort?" fragte ich, fest überzeugt, daß es Mrs. Foster gewesen war.

„Ja, Doctor," antwortete er, „und sie schnatterte mit dem schwarzharigen Herrn wie'n Papagei. Also die Geschichte passirte vorigen Montag, heute ist Freitag und heute Morgen kriege ich in meiner Wohnung in der Dawson-Straße diesen kleinen Brief. Meine Alte sagte gleich: „Du, Jim, geh' lieber zu Dr. John und zeige ihm den Wisch." Und so komme ich her, Doctor."

Er gab Jack den Brief und dieser, nachdem er einen Blick darauf geworfen, reichte ihn mir. Er enthielt nichts als folgende Worte: „James Simmons wird ersucht, sich am Freitag Abend sechs Uhr 30. nach der Gray's Inn Road Nr. — zu begeben." Die Handschrift kam mir bekannt vor. Ich betrachtete sie eine Weile aufmerksam, endlich dämmerte mir eine Erinnerung. War es möglich? Es war nicht allein möglich, sondern gewiß. Im

nächsten Augenblick hegte ich die feste Ueberzeugung, daß es dieselbe Hand war, die den Brief geschrieben hatte, welcher Olivia's Tod ankündigte. Wenn ich die Schriftzüge des Compagnons hätte sehen können, würde ich sie wahrscheinlich mit denen des ärztlichen Attestes, welches den Brief begleitete, identisch gefunden haben.

„Ueberlassen Sie mir den Brief, Simmons," sagte ich, indem ich ihm einen halben Sovereign dafür gab. Ich wußte nun, daß die Papiere gefälscht und nicht auf Olivia's Veranlassung gefälscht waren. War Foster selbst vielleicht ein Mitschuldiger? Oder hatte Mrs. Foster, unterstützt von diesen Freunden und Verwandten, allein den Plan ersonnen und ausgeführt und ihn ebenso wie mich in Unwissenheit und Zweifel gelassen?

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Julia's Hochzeit.

Ehe Capitän Carey und Julia nach Guernsey zurückkehrten, besuchte mich Ersterer eines Abends in meiner Wohnung in der Brook=Straße. Er schien sehr verlegen und schüchtern und Anfangs konnte ich ihn nicht bewegen mir zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

„Bist Du jetzt mit Allem ausgesöhnt?" fragte er endlich stotternd. Ich wußte sehr gut, was er meinte.

„Sogar mehr als ausgesöhnt, ich freue mich darüber," sagte ich. „Julia wird eine ausgezeichnete Frau werden."

„Gewiß," bestätigte er einfach, „aber es macht mich nur zuweilen nervös, daß ich Dir so im Licht

stehe. Ich hätte nie geglaubt, daß so etwas daraus entstehen würde, als ich Julia Deinetwegen zu trösten versuchte, sonst hätte ich es Johanna überlassen. Es ist sehr schwer, Jemand zu trösten, ohne sich den Anschein zu geben, als habe man ihn sehr lieb und schließlich kommt der Andere in Gefahr, sich wirklich zu verlieben. Jetzt habe ich Julia von Herzen lieb, aber zuerst, als ich sie tröstete, ahnte ich noch nichts davon; ich hoffe, Du entschuldigst mich, Martin?"

„Gewiß, gewiß," sagte ich und hatte Mühe, nicht über seine Zerknirschung zu lachen. „Glaube mir, ich würde Julia nicht geheirathet haben und freue mich sehr, daß sie einen so lieben Freund wie Dich heirathen wird. Euer Haus soll meine Heimath sein."

„Das wird uns sehr freuen," sagte er, indem sein Gesicht aufleuchtete. „Aber ich — nein, wir Alle haben noch eine große Bitte an Dich."

„Ich werde sie erfüllen, ich verspreche es im Voraus."

„Wir wünschen Alle so sehr, daß Du unser Brautführer wärest," erwiderte er, „Du weißt doch, bei der Hochzeit. Julia sagt, nichts würde die Guernseyer so überzeugen, daß wir noch gute Freunde

sind. Es mag zwar sonderbar scheinen, aber wenn Du da bist, wird Jedermann überzeugt sein, daß Du weder Julia noch mir Schuld giebst. Ich weiß, daß es Dir schwer werden wird, lieber Martin, wegen Deiner armen Mutter und auch weil Dein Vater noch auf Guernsey lebt; aber wenn Du Dich uns zu Liebe überwinden könntest, würdest Du uns vollkommen glücklich machen."

Ich hatte diese Bitte nicht erwartet, aber als ich es mir überlegte, schien sie sehr natürlich und vernünftig. Ich konnte es ihm nicht abschlagen, bei Julia's Hochzeit anwesend zu sein und verabredete daher mit ihm, in der letzten Woche des Juli nach Guernsey zu kommen.

Zehn Tage vor meiner Abreise dorthin fuhr ich nach dem kleinen Dorf an der Sussexer Küste, wo Foster wohnte, dessen Frau mir dreimal wöchentlich regelmäßig Nachricht gegeben hatte. Ich fand ihn so gesund, wie man nur erwarten durfte und sagte es ihm auch, prägte ihm aber gleichzeitig die Nothwendigkeit, sich zu schonen und ruhig zu verhalten, ein. Er hörte mir mit dem kalten, höhnischen Gesichtsausdruck zu, der mich schon oft gereizt hatte.

„Die Doctoren sind wie alte Weiber," sagte er,

„sie wollen Einen mit Gespenstern in Furcht setzen. Ihr seid eine ganz gute Krücke, wenn man krank ist, aber sobald man wieder gehen kann, wirft man gerne die Krücke fort."

„Gut, wie Sie wollen," antwortete ich. „Sie wissen, daß Ihr Leben keinen Werth für mich hat. Ich habe einfach meine Pflicht gethan."

„Ihre Mutter, Mrs. Dobrée, schrieb mir diese Woche," bemerkte er. Als er sah, daß ich zusammenzuckte, wie er diesen Namen aussprach, überflog ein triumphirendes Lächeln sein Gesicht.

„Sie theilt mir mit, daß eine große Hochzeit auf Guernsey sein soll: Ihre Verlobte, Julia Dobrée, heirathet den Capitän Carey. Sie würden auch hinkommen, sagt Kate."

„Ja," erwiderte ich.

„Es wird Ihnen viel Vergnügen machen, Ihre Heimath wiederzusehen, besonders unter diesen Umständen."

Ich beachtete seine höhnischen Worte nicht. Meine Unterhaltung mit diesem Manne wurde regelmäßig auf diese Weise geführt. Er sagte immer etwas, auf das Schweigen die beste Antwort war. Ich blieb nicht lange bei ihm, denn der Zug, welchen ich zur Rückreise benutzen mußte, ging eine

Stunde nach meiner Ankunft ab. Als ich die Dorfstraße hinunterging, wendete ich mich, einem plötzlichen Impulse folgend, noch einmal um und sah, wie Foster mit bleichem Gesicht und funkelnden Augen mir nachblickte. Er grüßte mich mit der Hand; so sah ich ihn zuletzt.

Einige Tage später fuhr ich mit dem Postdampfer nach Guernsey. Es war an einem Montag Abend, da die Hochzeit am Mittwoch sehr früh stattfinden sollte, damit Capitän Carey und Julia noch den englischen Dampfer benutzen konnten. Die alte graue Stadt, deren Straßen amphitheatralisch auf dem Felsen an dem Meere gebaut waren, lag in der Morgensonne vor mir. Jetzt hatte ich dort keine Heimath mehr. Das alte liebe Haus in der Grangestraße wurde schon von Fremden bewohnt. Ich wußte kaum, wohin ich gehen sollte. Unter Julia's Dach mochte ich nicht weilen, dort würde mich Alles an das kurze, zauberähnliche Glück in dem Leben meiner Mutter erinnern, an die Zeit, wo sie eine Heimath für mich einzurichten glaubte. Glücklicherweise sah ich Capitän Carey's willkommenes Gesicht nach mir ausschauen, noch ehe das Schiff am Hafendamm anlangte. Als ich den Koffer in der

Hand die Fallreepstreppe hinunterging, stand er am Fuße derselben.

„Komm schnell, Martin, Du sollst mit mir nach der Bale fahren. Die Leute gaffen uns alle an, nicht wahr? Ich wage nicht, mich umzusehen. Thu' Du's doch einmal, mein Junge."

„Ja, sie starren uns schrecklich an und warten Alle darauf, daß ich ihnen die Hand zum Gruß schüttele."

„Ach nein, nein," sagte er eifrig. „Thu' nur, als sähest Du sie nicht. Das ist das Schlimme bei solch' einer Hochzeit und die Meisten sind doch selbst verheirathet und sollten vernünftiger sein. Der kleine Wagen wartet ganz in der Nähe auf uns, wenn wir nur erst darin wären. Seit ich an den Hafendamm kam, habe ich immer nach dem Meere hingesehen, meinen Rockkragen hochgeklappt und mir den Hut über die Augen gezogen. Glaubst Du, daß sie uns erkennen?"

„Gewiß," rief ich, „Carey Dobrée und Dobrée Carey und Broch de Jersey, und de Jersey le Cocq und hundert Andere sind da. Sie kennen uns so genau, als wären wir ihre Brüder. Wir müssen jedem Einzelnen die Hand geben."

„Warum hast Du Dich nicht verkleidet?" fragte

Capitan Carey vorwurfsvoll, aber ehe ich antworten konnte, wurde ich von dem Nächsten unserer Vettern angeredet und war bald in einem Wirbel von Begrüßungen und Glückwünschen. Es dauerte eine halbe Stunde, bis wir endlich in dem kleinen Wagen fortfahren konnten und Capitän Carey war fast athemlos vor Erschöpfung.

„Sie meinen es ganz gut," sagte er nach einer Weile, „sehr gut, aber es greift Einen an, nicht wahr, Martin? Sie thun so, als wäre noch nie eine Hochzeit gewesen und sie sind doch Alle selbst verheirathet und sollten wissen, wie Einem dabei zu Muthe ist. Du bist jetzt ruhig darüber, mein Junge, und ich muß Dir sagen, wie dankbar ich Dir bin."

Ich hatte Grund genug, ruhig und nachdenklich zu sein, denn war ich nicht beinah selbst in Capitän Carey's Lage gewesen? Ich wußte, daß ich mit Julia ein ruhiges, poesieloses, doch immerhin angenehmes Leben geführt haben würde, wenn mich nicht die Ungunst des Geschickes nach Sark geführt und Olivia hätte sehen lassen. Es war etwas Beneidenswerthes in dem stillen Wohlbehagen, das ich verscherzt hatte. Guernsey war mir der theuerste Ort auf Erden, doch factisch war ich dar-

aus verbannt. Nächst Olivia, die mir für immer unerreichbar blieb, liebte ich Julia von allen weiblichen Wesen am innigsten. Für mich gab es keine Hoffnung mehr. Foster war wieder gesund — durch meine Hilfe. Vielleicht vermochte ich Olivia ungestörten Frieden und verhältnißmäßige Freiheit zu verschaffen, aber das war auch Alles. Sie konnte mir nie mehr sein, als sie jetzt war. Meine Zukunft war ein trauriges Junggesellenleben und Capitän Carey's verschämtes Entzücken machte mir diese, meine einzige Aussicht, gerade nicht erträglicher.

Dieses Gefühl verstärkte sich noch, als wir nach Tisch in der Kühle des Sommerabends in die Stadt zurückfuhren, um Julia das letzte Mal, bevor wir sie morgen in der Kirche trafen, zu sehen. Eine festliche Erregung herrschte im ganzen Hause. Freunde mit Geschenken und Glückwünschen kamen und gingen. Julia selbst zeigte eine bescheidene Gemessenheit und ruhige Würde, die ihr sehr gut standen. Sie war glücklich und zufrieden und ihr Gesicht strahlte. Capitän Carey's Benehmen zu ihr war das einer etwas altmodischen, aber zarten Ritterlichkeit. Ich fand es schwer, das Glück mit fremden Augen anzusehen.

Ich fuhr mit Capitän Carey und Johanna den

flachen, niedrigen Strandweg entlang, welchen ich so oft schweren Herzens und in Gedanken an Olivia passirt hatte. Es war dunkel — das Dunkel einer Sommernacht; doch die See leuchtete und dort drüben lag Sark, ein dunkler, schweigsamer Wall und schlummerte bei der Musik der Wellen. Ein heftiges Verlangen übermannte mich — ein Verlangen, jetzt gleich in diesem Augenblick Olivia's Geschick zu erfahren. Gebe Gott, daß sie nach Sark zurückkehren und in seinen einsamen, stillen Schluchten eine Zuflucht finden könne! Gebe Gott, daß diese erdrückende Last der Sorge und Angst um sie bald ganz von mir genommen werde!

„Noch vierzehn Tage," sagte ich zu mir, „dann wird Tardif wissen, wo sie ist; dann werde ich für die Sicherheit und Ruhe ihrer Zukunft sorgen können."

Es war gut, daß ich während der Ueberfahrt geschlafen hatte, denn in jener Nacht fand ich wenig Ruhe. Zweimal wurde ich durch Capitän Carey's Stimme geweckt, der vor meiner Thür stand und mich fragte, wie spät es nach Londoner Zeit sei, und ob seine Uhr auch wirklich nicht stehen geblieben wäre. Um vier mußten wir Alle aufstehen. Die Ceremonie sollte um sieben Uhr stattfinden,

denn der Postdampfer, der von Jersey nach England geht, landete um neun bei Guernsey und eine spätere Reisegelegenheit existirte nicht. Unter diesen Umständen konnte kein solennes Hochzeitsfrühstück stattfinden, eine Thatsache, die wir nicht sehr bedauerten. Die Braut würde kaum Zeit genug haben — so sagte Johanna — ihr Hochzeitskleid gegen ein passendes Reisecostüm zu vertauschen. Der Rest des Tages blieb also zu unserer Verfügung.

Capitän Carey und ich standen schon einige Augenblicke vor dem Erscheinen des Brautzuges an dem Altar der alten Kirche. Er sah blaß aus, aber hatte jetzt eine entschlossene, muthige Haltung, die Frucht energischer Anstrengungen. Die Kirche war voller eifriger Zuschauer, es waren mir meist schon von meiner Kindheit her bekannte Gesichter; Menschen, die sich auch um mich gedrängt haben würden, wenn ich an der Stelle des Bräutigams gewesen wäre. Weit im Hintergrunde, halb von einer Säule verdeckt, sah ich den weißen Kopf und das hübsche Gesicht meines Vaters und Kate Daltrey an seiner Seite; aber so voll auch die Kirche war, Niemand war in denselben Stand wie er gegangen. Sein Name wurde nicht in meiner Gegenwart erwähnt.

Für unseren alten Bekanntenkreis war Doctor Dobrée todt.

Endlich erschien Julia, eben so blaß wie der Bräutigam, aber würdevoll und anmuthig. Sie sah mich nicht an; sie dachte augenscheinlich gar nicht an mich. Das war gut und so wie es sein sollte. Wenn ich im tiefsten Herzen vielleicht noch die Empfindung gehegt, sie bedauere den Tausch, den sie gemacht, — jetzt schwand sie auf immer. Als Julia Arm in Arm mit Capitän Carey durch das Seitenschiff der Kirche nach der Sacristei ging, ruhte auf ihrem Gesicht der Ausdruck vollkommener Zufriedenheit.

Ich fühlte mich verletzt, gekränkt, und der Stachel blieb, allen Vernunftsgründen zum Trotz. Ja, wenn sie mich auch nur einmal angesehen, vielleicht traurig, feuchten Auges angesehen! Wenn ein Schatten des Bedauerns auf ihrem Antlitz sich gezeigt hätte, als ich meinen Namen unter den ihrigen in das Kirchenbuch schrieb. Nichts von alledem. Sie gab mir ohne Verlegenheit den Kuß, welchen ich als Vetter Martin heischte; darauf legte sie ihre Hand auf den Arm des Bräutigams und schritt mit ihm zum Wagen.

Eine ganze Schaar Verwandter begleitete das

Brautpaar zum Hafen, und so traten sie, eine große Pyramide Bouquets vor sich auf dem Deck des Dampfers, ihre Hochzeitsreise an. Wir liefen nach dem Leuchtthurm und wehten mit den Taschentüchern und winkten mit den Hüten, so lange sie noch zu sehen waren. Als auch diese Pflicht gethan, gehörte uns der Rest des Tages.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Ein Patois-Telegramm.

Wie lang war der Tag! Wie schlichen die Stunden, wie schienen sie sich zu endloser Zeit zu verdoppeln, auszudehnen! Ich hatte anfangs die schwache Hoffnung, nach Sark gehen und Tardif besuchen zu können, aber es war nicht möglich. Die Gesellschaft, welche Capitän Carey und Julia zurückgelassen, nahm mich zu sehr in Anspruch. Wir versuchten, uns die Zeit mit einer Fahrt um die Insel und dem Aufsuchen alter Lieblingsplätze zu vertreiben, aber ich vermochte nicht, meine frohe Laune wieder zu erlangen. Jedermann neckte mich wegen dieser niedergedrückten Stimmung, doch es war mir unmöglich, meine Niedergeschlagenheit abzuschütteln.

Ich freute mich, als der Tag überstanden war und Johanna und ich allein in dem stillen, abgeschiedenen Hause in der Vale blieben, wo das Stöhnen der See leise durch die Nachtluft drang.

„Es ist ein schwerer Tag für Dich gewesen, Martin," sagte Johanna.

„Ja," antwortete ich, „ich kann mir meine Niedergeschlagenheit kaum erklären. Johanna, in vierzehn Tagen erfahre ich, wo Olivia ist. Ich brauche eine Heimath für sie. Denke an ihre Verlassenheit. Sie hat keinen einzigen Freund außer Tardif und mir und Du weißt, wie die Welt es ansehen würde, wenn wir uns zu offen ihrer annähmen. Uebrigens möchte ich auch nicht, daß sie nach London käme, es würde eine zu große Prüfung für mich sein. Ich würde dem Wunsche, sie zu sehen — sie zu sprechen, nicht widerstehen können, zu ihrem Schaden. Liebste Johanna, ich wünsche mir solch' eine Heimath, wie die Deine, für sie."

Johanna gab keine Antwort und ihr Gesicht konnte ich bei dem matten Licht des Mondes, welcher in's Zimmer schien, nicht sehen. Ich kniete neben ihr nieder und flehte sie noch eindringlicher an.

„Dein Name würde ihr solchen Schutz gewähren, dieses Haus ein Asyl sein! Wenn meine Mutter

noch lebte, würde ich sie bitten, Olivia bei sich aufzunehmen. Du bist immer so gut, wie eine Mutter zu mir gewesen. Rette Olivia, rette mich aus der Noth, die ich vor uns sehe."

„Wirst Du nie diese unglückliche Geschichte überwinden?" fragte sie beinah ärgerlich.

„Nie!" sagte ich. „Olivia ist mir so theuer, daß ich ihr durch meine Liebe zu schaden fürchte. Rette sie vor mir, Johanna. Es steht in Deiner Macht. Ich würde glücklich sein, wenn ich sie bei Dir wüßte. Ich flehe Dich bei dem Andenken an meine Mutter an, nimm Olivia zu Dir."

„Sie soll zu mir kommen," sagte Johanna nach kurzem Schweigen. Ich war zufrieden, obgleich sie nur seufzend ihre Einwilligung gegeben. Ich wußte, daß Olivia bald Johanna's ganze Zuneigung gewinnen würde.

Es war fast Mitternacht, als ich am anderen Tage die Brookstraße erreichte, wo Jack auf meine Rückkehr wartete. Zu Ehren des Tages hatte er einige besonders feine Cigarren gekauft und bei dem Dampf derselben sollte ich ihm die Geschichte von Julia's Hochzeit erzählen. Es lag ein Brief für mich da, dessen Adresse in sonderbaren, krausen Schriftzügen geschrieben, und vor einer Woche in

Jersey auf die Post gegeben war. In Folge der undeutlichen Adresse hatte er sich so lange auf der Reise befunden. Ich öffnete ihn sorglos, indem ich Jack's erste Fragen beantwortete, aber sowie ich die Unterschrift sah, hob ich die Hand auf, damit er mich nicht störe. Der Brief war von Tardif. Dies ist die Uebersetzung:

„Lieber Doctor und Freund! — Heute bekam ich einen Brief von Mam'zelle; einen ganz kleinen Brief, in dem nur wenige Zeilen stehen: ‚Kommen Sie zu mir, mein Mann hat mich gefunden; er ist hier. Ich habe keine anderen Freunde, als Sie und noch einen, doch nach ihm kann ich nicht schicken. Sie versprachen mir zu kommen, wenn ich Sie brauchte. Ich habe nicht Zeit, mehr zu schreiben. Ich bin in einem kleinen Dorfe Namens Ville-en-bois, zwischen Granville und Noireau. Kommen Sie zu dem Curé, bei ihm bin ich.'

„Ich reise natürlich hin, lieber Monsieur. Ich schreibe diesen Brief in meinem Boot, wir setzen eben nach Jersey über, damit ich das Dampfschiff nach Granville noch erreiche. Morgen Abend werde ich in Ville-en-bois sein. Bitte unterrichten Sie sich, wie die Bestimmungen des französischen Gesetzes in Bezug auf diese Sache sind. Ich höre, der Code

verpflichtet die Frau, ihrem Manne, wohin es auch sei, zu folgen. In London können Sie das Alles erfahren. Glauben Sie mir, ich werde Mam'zelle — oder muß ich Madame sagen? — mit Gefahr meines eigenen Lebens beschützen. Schreiben Sie mir, sowie Sie diesen Brief erhalten. In Ville-en-bois wird ein Gasthof sein, adressiren Sie Ihre Antwort dorthin. Fassen Sie Muth, Monsieur.

Ihr ergebener

Tardif."

„Ich muß fort!" rief ich aufspringend und an die Thür eilend.

„Wohin," schrie Jack, ergriff meinen Arm und hielt mich fest.

„Zu Olivia," antwortete ich, „der Elende, der Schurke hat sie in der Normandie aufgespürt. Lies den Brief, Jack. Laß mich gehen."

„Bleibe," sagte er, „Du kannst so spät nicht fort; es ist schon zwölf vorbei. Wir wollen überlegen und im Bradshaw nachsehen."

In diesem Augenblick wurde draußen heftig an der Klingel gerissen. Wir liefen beide nach dem Flur. Der Diener hatte eben die Hausthür geöffnet und ein Telegraphenbeamter stand auf den Stufen; er übergab uns ein Telegramm. Es war an mich

gerichtet. Ich riß das Couvert ab. „An Doctor Dobrée, London, Brookstraße, von Tardif, Granville.“ Darunter einige Worte im normannischen Patois, die aber so undeutlich und unorthographisch geschrieben waren, daß ich ihren Sinn nicht enträthseln konnte. Nur die Worte „Mam'zelle,“ „Foster,“ und „todt“ vermochte ich zu erkennen. Wer aber war todt?

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Olivia's Rechtfertigung.

Ich weiß, daß ich mich in den Augen der Welt eines großen Fehlers schuldig gemacht hatte — eines schweren Fehlers, den die Welt unerbittlich verdammt. Wie soll ich mich vor Denen rechtfertigen, welche glauben, eine Frau müsse ihr ganzes Selbst einem Manne opfern, gleichviel wie sein Betragen zu ihr ist. Das ist unmöglich. Für sie bin ich einfach „schuldig“ und erwähne der mildernden Umstände nicht.

Aber es giebt noch Andere, welche mir zuhören und mich bemitleiden werden. Frauen, wie Johanna Carey, die mich bedauern und Den tadeln würden, welcher den Tadel verdient. Ich war kaum siebzehn Jahre alt, als man mich verheirathete, ein so ein=

faches, unschuldiges Kind, wie nur je ein Mädchen von siebzehn Jahren unter Euch gewesen. Ich kannte weder das Leben, noch welche Möglichkeiten des Glücks oder Elends es enthält. Ich heirathete, um aus einer Heimath fort zu gelangen, welche glücklich gewesen und elend geworden war. Ich spreche die lautere Wahrheit.

Als ich noch zu jung war, einen solchen Verlust fühlen zu können, starb meine Mutter. Nachher lebten mein Vater und ich lange, lange Jahre allein zusammen auf einer großen Schäferei, einer Besitzung meines Vaters, durch die er das Vermögen gewann, welches er mir hinterließ. Es war ein sehr glückliches, sehr freies Leben, ungehindert von den Fesseln der Gesellschaft und des Herkommens — ein einfaches, ländliches Leben, doch eine schlechte Schule für die Jahre, welche später folgen sollten.

Als ich dreizehn Jahre alt war, verheirathete sich mein Vater noch einmal, nur um meinetwillen, einzig und allein deshalb. Ich erfuhr später, daß er schon seinen Tod voraussah und mich in der Colonie allein zu lassen fürchtete. Er glaubte, seine zweite Frau würde mir in dem Alter, wo ich am meisten einer solchen bedurfte, eine Mutter sein. Er starb zwei Jahre darauf und überließ mich ihrer

Fürsorge. In diesem Bewußtsein starb er ruhiger, als er sonst hätte thun können, so sagte er mir am letzten Tage vor seinem Tode. Ach, ich glaube, die Todten ahnen nichts von dem Kummer, welcher den Lebenden bestimmt ist. Es hätte ihn bekümmert — nein, es würde selbst im Himmel Todesangst für ihn gewesen sein, zu wissen, wie mein Leben sich gestaltete, nachdem er nicht mehr war. Doch es nutzt nichts, darüber zu sprechen und daran zu denken. Nach zwei entsetzlichen Jahren war ich froh, mich verheirathen und aus dem Hause der Frau fortkommen zu können, die mir eine zweite Mutter hätte sein sollen.

Richard Foster war der Neffe meiner Stiefmutter und zugleich der einzige Mann, den ich lieben durfte. Er war fast noch einmal so alt wie ich, aber er hatte angenehme Manieren und eine glatte, falsche Zunge. Ich glaubte, daß er mich liebe, er schwur es so oft und so ernsthaft und ich sehnte mich so nach Liebe. Ich brauchte Jemand, der für mich sorgte, an mich dachte, mich tröstete, wie es mein Vater gethan. Seit seinem Tode war ich so viel allein, so verlassen gewesen, Niemand hatte sich darum bekümmert, ob ich mich glücklich oder elend, gesund oder krank fühlte, daß ich Richard Foster dankbar

war, als er mir sagte, er liebe mich. Er schien an die Stelle meines Vaters zu treten, meine Stiefmutter betrieb und beschleunigte die Hochzeit und ich wußte nicht, was ich that. Der Vormund, welcher die Verwaltung meines Vermögens übernommen, überließ mich ganz der Fürsorge der Wittwe meines Vaters. So kam es, daß ich, ein Mädchen von siebzehn Jahren, das keine andere Kenntniß von der Welt besaß, als die auf den Schafweiden meines Vaters erlangte — ihn heirathete.

Wenn Ihr es Euch überlegt, werdet Ihr einsehen, wie schändlich, wie entsetzlich das war. Ein unwissendes, unerfahrenes, ahnungsloses Mädchen, mit der Blindheit oder Unbefangenheit eines Kindes, und er — ein schlauer, gewissenloser Abenteurer, ein doppelzüngiger Mensch, der in mein Vermögen, nicht in mich selbst verliebt war. Sobald er mich von Hause wegbringen und zu seinen alten Schlupfwinkeln in Europa zurückkehren konnte, ging er mit mir aus der Colonie fort, wo alle, die ich Freunde nennen konnte, wohnten. Ich war ganz allein mit ihm, ganz seiner Gnade überlassen. Kein Ohr war nahe, in das ich eine Klage flüstern konnte, kein Gesicht, das mich mitleidig, theilnehmend angeblickt hätte. Mein Vater war ein ehrenhafter, hochherziger,

ritterlicher, guter Mann gewesen. Er dagegen verhöhnte Ehre und Gewissen.

Ich kann Euch nicht sagen, wie schrecklich und entsetzlich es war. Ich hatte nicht geahnt, daß es solche Orte und solche Menschen auf der Welt gäbe, bis ich mich plötzlich in diesen Umgebungen befand; Anfangs das unschuldige Kind, welches ich gewesen, aber sehr bald wurde der Schleier der Blindheit und Unbefangenheit von meinen Augen gerissen. Wie muß einem Engel zu Muthe sein, wenn er in die Hölle gestoßen und gezwungen wird, wie die verlorenen Geschöpfe dort zu werden, trotzdem die Erinnerung an den reinen Himmel, aus dem er verbannt, ihn nicht verlassen hat. Ich war kein Engel, nur ein unschuldiges, offenherziges Mädchen und befand mich in innigster Gemeinschaft mit Frauen und Männern, die die Spielhöllen des Continents zu frequentiren pflegen. Denn wir lebten auf dem Continent und reisten von einer Spielhölle zur andern. Wie sollte ein Mädchen, wie ich, ihre Seele rein erhalten, so lange sie einem Manne wie Richard Foster angehörte?

Noch eine große Beleidigung und Erniedrigug war mir vorbehalten. Ich erinnere mich des Augenblickes, an dem ich die Frau zuerst sah, welche nach=

her so viel Elend über mich brachte. Wir waren einige Wochen in einem Hôtel in Homburg, sie saß an einem kleinen Tisch am Fenster, nicht weit von dem, an welchem wir uns befanden. Es war eine hübsche, dreiste, arrogante Frau. Es schien, daß sie sich schon Jahre lang gekannt hatten. Er sagte, sie sei seine Cousine. Er verließ mich, um zu ihr zu gehen und mit ihr zu sprechen; ich beobachtete sie, obgleich ich damals noch nicht wußte, daß mehr als eine zufällige Bekanntschaft daraus entstehen würde. Ich sah, wie lebhaft er wurde und wie er ihr einen Blick zuwarf, der mich fast eifersüchtig machte, wenn Eifersucht ohne Liebe möglich ist. Dann kam er zu mir uud sagte, er habe sie eingeladen, als meine Gesellschafterin bei uns zu bleiben. An demselben Abend zog sie zu uns.

Von nun an verließ sie mich nicht mehr. Sie sagten, ich sei zu jung, um in fremden Städten allein gelassen zu werden, so lange er seine Geschäfte besorge und seine Cousine wäre die passendste Gefährtin für mich. Ich haßte die Person instinktmäßig. Zu allererst war sie höflich zu mir; aber bald herrschte offener Krieg zwischen uns, über welchen sie nur lachte und sich über meine vergeblichen Anstrengungen, mich von ihr frei zu machen, amüsirte. Nach

einer Weile sah ich ein, daß das nur geschehen könne, indem ich mich auch von ihm frei machte.

Sprecht mein Urtheil. Sagt mir, was ich hätte thun sollen. Ich höre drei Stimmen sprechen.

Die eine sagt: Du armes, schwaches, aber unschuldiges Mädchen hast vorschnell gehandelt, du hättest in dem Sumpfe, welcher dich umgab, bleiben — Tag für Tag mehr von deiner Reinheit, deinem edlen, besseren Wesen verlieren und wie deine Gefährten werden müssen. Du hattest unwissentlich, möglich ganz unwissentlich, gelobt, diesem Manne zu gehorchen und ihn zu ehren, bis der Tod Euch trennt. Du hattest nicht das Recht, dein Gelübde zu brechen.

Eine andere sagt: Du hättest spioniren, ihnen Fallen legen, jedes Beweismittel sammeln sollen, damit du dich auf gerichtlichem Wege von ihm befreien konntest.

Eine dritte sagt: Es war Recht, daß du für die Reinheit deiner Seele, für die Befreiung deines ganzen Selbst von unerträglicher Sclaverei das unwissentlich geleistete Gelübde brachst und deine Rettung in der Flucht suchtest. Niemand kann unwiderruflich an einen anderen Menschen gefesselt sein, wenn das Band sein Fluch und sein Verderben ist.

Ich hörte damals der dritten Stimme und würde es auch jetzt noch thun. Die Möglichkeit zur Flucht bot sich mir, ehe ich einundzwanzig Jahre alt wurde. Sie wollten mir den Theil von dem Vermögen meines Vaters, welchen ich, nachdem ich mündig wurde, erbte und über den ich dann absolute Verfügung hatte, abzwingen. Die Bestimmungen des Testaments waren derart, daß, falls ich heirathete, mein Gatte denselben ohne meine Einwilligung nicht angreifen konnte.

Ich muß die Details mittheilen. Ein Drittel des Vermögens war mir so verschrieben, daß ich nur die Zinsen des Kapitals erhielt, die beiden anderen Drittel kamen bei meiner Mündigkeit in meinen Besitz, ob ich verheirathet oder nicht verheirathet war. Indem mein Vater das eine Drittel gegen alle Eventualitäten sicherte, suchte er mich gegen die Möglichkeit einer Verarmung zu schützen. Der Rest gehörte mir, wenn ich wollte, konnte ich ihn behalten oder meinem Gatten geben.

Zuerst versuchten sie, was schöne Worte und Schmeicheleien über mich vermöchten. Dann änderten sie ihren Angriffsplan. Sie sperrten mich in trübseligen, ärmlichen Zimmern ein, wo ich weder eine Beschäftigung, noch eine Unterhaltung hatte.

Das heißt, die Frau that es. Mein Mann verschwand, nachdem er uns das Haus in London gemiethet und ich sah ihn nicht wieder. Ich wußte, daß er ihr die Verantwortung für das Einsperren überlassen wollte. Wenn gerichtliche Schwierigkeiten gemacht worden wären, würde er sie vorgeschoben haben. Er war schlau genug, sich des Rechts über mich nicht zu berauben.

Wie intriguant, wie raffinirt er war, sehe ich erst jetzt. Obgleich mein Leben eine fortdauernde Marter war, hätte ich nichts Positives gegen ihn vorbringen können, nichts, das mich berechtigt hätte, eine gerichtliche Trennung zu beantragen. Ich kannte das Gesetz nicht — woher sollte ich es auch kennen? — nur die eine Bestimmung, die er mir täglich vorsagte, daß es mich zwingen würde, bei ihm zu bleiben. Ich weiß nicht, ob die wohlwollendsten Freunde auf der Welt ein besseres Mittel, mich zu schützen, hätten finden können, als das, welches ich selbst gewählt. Er handelte nach dem Buchstaben des Gesetzes. Er verwirkte kein Atom seiner Rechte auf mich.

Da nahm Gott mich bei der Hand und führte mich zu einem friedlichen, sicheren Asyl, bis ich wieder Kraft gesammelt hatte.

Ende des dritten Bandes.